Nr. 18 · 49. Jahrgang · 30. April 1961 · D 2969 C · 60 Pf

Frankfurter Illustrierte

ROLF ITALIAANDER

schildert in unserem neuen Tatsachenbericht „Der Griff nach Afrika" die kommunistischen Versuche, den schwarzen Kontinent zum Sprungbrett des Kommunismus zu machen.

Heute beginnt:

Der Mann, der zweimal lebte

Ein ungewöhnlicher Roman aus der Welt des Films. Von Olaf Herfeldt.

tropffrei Thixotrop

Glemadur

die perfekte Lackfarbe zum Selbststreichen. Ein Anstrich deckt!

Sehen Sie sich um: in Ihrem Heim, an Ihrem Haus und ums Haus herum warten 100 Dinge darauf, durch Glemadur zu farbigem Leben erweckt zu werden. Erleben Sie neue Farbenfreude durch Glemadur. Mit Glemadur glückt das Selbststreichen immer. Jeder Anstrich gleichmäßig und sauber! Glemadur tropffreie Lackfarbe ist ja ganz speziell fürs Selbststreichen geschaffen. Mit Glemadur können Sie nichts falsch machen.

Wählen Sie aus den 25 modernen Glemadur-Farbtönen Ihre Lieblingsfarben aus und streichen Sie munter drauflos. Wer's probiert, erkennt schnell, warum Glemadur Deutschlands meistgekaufte tropffreie Lackfarbe zum Selbststreichen ist. Aber achten Sie beim Einkauf darauf, daß Sie wirklich Glemadur tropffrei erhalten, wenn Sie Glemadur verlangen.

10 000 Mark in 40 Minuten!

Gewinnen Sie ein kleines Vermögen im Glemadur-Preisausschreiben! 20 Gegenstände sind zu finden, die durch Glemadur noch schöner, noch wertvoller werden. Näheres lesen Sie in den Teilnahmebedingungen. Noch heute bei Ihrem Fachhändler holen. Einsendeschluß: 6. Mai 1961

Wichtige Glemadur-Vorteile:
- ★ ohne Vorkenntnisse voller Erfolg
- ★ für Innen und außen
- ★ kein Tropfen, kein Laufen
- ★ stoß-, schlag- und kratzfest
- ★ immer gleichmäßige Farbflächen
- ★ in 25 Lieblingsfarben
- ★ hochglänzend

Noch nie war Selbststreichen so einfach – so sauber!

Unsere

Aufstand der Teenager

Zu unserem Schweden-Bericht in Nr. 13

Die Schwedin ist vital von 15 bis 50. Den Rest kann man sich leicht denken... Der Aufstand der Jugend dürfte viel eher ein Aufstand der Teenager sein, und die dummen Burschen, die ja erst mit 25 reif werden, machen da eben mit, wie in den meisten Fällen auch bei uns.

Hans Gustav Eppeler, Brühl über Schwetzingen

Sachliche Schilderung

Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Mitarbeiter und seiner ausgezeichneten Schweden-Reportage. Ich bin erstaunt, einmal eine so sachliche Schilderung der schwedischen, insbesondere der Stockholmer, Verhältnisse in einer deutschen Illustrierten Zeitung zu finden. Hochachtungsvoll *H. M. Svenson, Stockholm-Bromma*

Alles ganz natürlich

Das hängt mit den Gesetzen zusammen, die die Erwachsenen den Kindern bescheren. Da in Schweden die Sozialdemokratische Partei sich nicht an Religion gebunden fühlt und alles ganz „natürlich" findet, nimmt das Schicksal für die bedauernswerte Jugend Schwedens seinen Lauf. Das hat mit Reichtum nichts zu tun. Ein junges Bäumchen muß gezogen und gestutzt werden, es darf nicht in Wildwuchs ausarten. ...der Glaube

an die christliche Religion, der immer noch die Welt zusammenhalten könnte, müßte in Gesetzen seinen Ausdruck finden, ohne Prüderie und auch nicht bigott. *Frau Lander, Lauda*

Im Urwald schläft der Krieg

Zum Bildbericht in Nr. 16

Was ist das schon, könnte man sagen, was dort auf dieser Salomonen-Insel, in diesem Südsee-Paradies, vom letzten Weltkrieg übriggeblieben ist? Ein Flugzeugwrack, ein paar halbversunkene Schiffe am Strand. Und bald wird der Dschungel das alles endgültig begraben haben... Aber eins wird bleiben: die Erinnerung der Eingeborenen dieses Paradieses an das Inferno einer Schlacht, das über sie, diese unbeteiligten, unschuldigen Menschen einst hereinbrach. *Anne Diesl, Rheinhausen*

Warum nicht in der Zone?

Zu unserer Polen-Reportage in Nr. 16

Wenn man das liest, wie den Polen, vor allem der polnischen Jugend, vom kommunistischen Regime die Zügel verhältnismäßig locker gelassen werden, dann drängt sich einem doch unwillkürlich die Frage auf,

Leser schreiben...

warum das in der Sowjetzone nicht auch sein kann. Glauben die Zonenmachthaber im Ernst, daß sie mit Zwang mehr erreichen können als mit einer wenigstens gewissen Frei-

heit? Wahrscheinlich könnten sie aber ohne diesen Zwang ihre eigene Stellung keinen Tag mehr halten.

Wolfgang Brennicke, Lippstadt

Jagdwaffen und Brieföffner

Zu einem Leserbrief in Nr. 16

Daß die Amerikaner bei ihrem Abzug aus Thüringen, wenn schon nicht das V-2-Werk, so doch eine Jagdwaffenfabrik in die Luft gesprengt haben, wie Herr Walter Bergen schreibt, so ist das eben gerade noch zu verstehen. Daß sie aber, wie ich es selbst erlebt habe, bei einer routinemäßigen Haussuchung in einem Münchner Vorort ein halbes Jahr nach dem Krieg einen Brieföffner als „feststehendes Messer" und damit als vermeintliche Mordwaffe mitgenommen haben, beweist doch eine kaum faßbare Naivität. Was ist eine V-2-Fabrik gegen einen Brieföffner!

Franz Meisinger, München

Menschen und Tauben

Zu einem Leserbrief in Nr. 16

So sehr ich mich eigentlich dagegen sträube, einen Unterschied zwischen Menschen und Tauben (als Geschöpfe) zu machen, wie Herr Mahlmann das getan hat — so sehr muß ich auf der anderen Seite diesen Unterschied doch anerkennen. Denn wohin würde es führen, wenn man bei den Menschen genau so verfahren würde wie bei den Tauben: „Sobald sie als Masse eine Gefahr werden, muß man sie beseitigen..."

Lore Güntzel, Trier

Wußten Sie schon?

Zu unserem Bericht in Nr. 16

Das eine wußte ich jedenfalls noch nicht, daß man Fußballspieler drahtlos, per Funk, steuern kann. Vielleicht hat es sein Gutes, ich kann das nicht sagen, weil ich von Fußballspielen nicht allzuviel verstehe. Aber ich kann mir nicht helfen: wenn das so weitergeht, sehe ich eines Tages regelrecht ferngesteuerte Männer hinter dem — vielleicht auch ferngesteuerten — Ball herrennen. Das wäre sicher ein ganz amüsantes Spiel und ein neuer Triumph der Technik. Aber auch ein neuer Triumph der Idee des Sportes?

Manfred Fritsch, Berlin-Steglitz

Langstreckenläufer

Es ist leichter, über einen Schiedsrichter zu meckern als, wie er, 10000 Meter bei einem Spiel zu laufen.

Leo Saupe, Soest

Du bist so reich

Zu unserem Bericht in Nr. 16

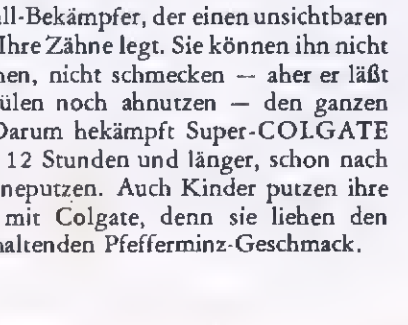
Es ist wunderbar, wie diese amerikanische Rundfunksprecherin sich für die Schulkinder von Wuppertal-Vohwinkel eingesetzt hat. Ein schöner menschlicher Zug und ein gutes Zeichen für die Hilfsbereitschaft der Amerikaner. Aber eins gefällt mir an dieser an sich reizenden Geschichte nicht so recht: Du bist so reich... Sind wir aber so arm, daß wir unseren Kindern nicht aus eigenen Mitteln Schullandheime bauen können?

Herbert Lutz, Kempten

Hut ab vor Vera Marks!

Zu unserer Reportage in Nr. 16

Ei, ei, wie man sich täuschen kann! Vor zehn Jahren haben wir über



diese Vera Marks mitleidig gelächelt, über die hochfliegenden Pläne der Miß Germany, über die Seifenblasen vom Film, die dann mit ziemlich lautem Knall sehr bald zerplatzten. Und jetzt erfährt man plötzlich, daß sie sich mit ernster, tüchtiger Arbeit eine Position geschaffen und daß ihr Name in der Couture einen guten Klang hat. Hut ab vor Vera Marks! Damals war sie siebzehn... Die Jahre krempeln einen doch ein bißchen um. Ein Trost, wenn ich heute so an die Siebzehnjährigen denke.

Ernestine Kreß, Coburg

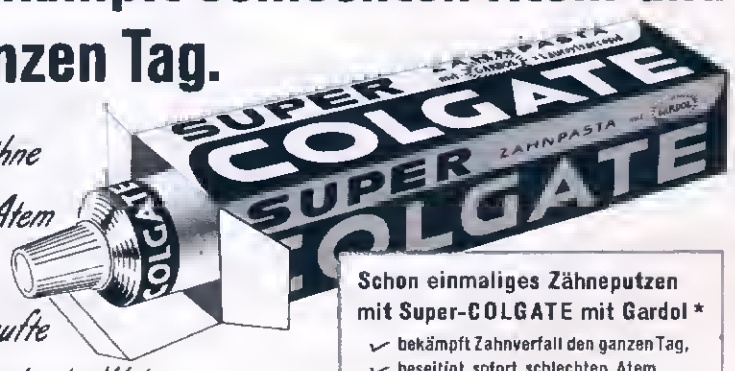
Mein Urlaub ist wieder mal eine Enttäuschung!

Super-COLGATE bekämpft schlechten Atem und Zahnverfall den ganzen Tag.

Der unsichtbare Gardolschild bekämpft Zahnverfall den ganzen Tag ... schon nach einmaligem Zähneputzen.

Nur Super-COLGATE enthält Gardol, den erstaunlichen Zahnverfall-Bekämpfer, der einen unsichtbaren Schutzschild um Ihre Zähne legt. Sie können ihn nicht fühlen, nicht sehen, nicht schmecken — aber er läßt sich weder abspülen noch abnutzen — den ganzen Tag hindurch. Darum bekämpft Super-COLGATE den Zahnverfall 12 Stunden und länger, schon nach einmaligem Zähneputzen. Auch Kinder putzen ihre Zähne so gern mit Colgate, denn sie lieben den frischen, langanhaltenden Pfefferminz-Geschmack.

Für weisse Zähne und frischen Atem Colgate die meistgekaufte Zahnpastamarke der Welt



Schon einmaliges Zähneputzen mit Super-COLGATE mit Gardol *

- ✓ bekämpft Zahnverfall den ganzen Tag,
- ✓ beseitigt sofort schlechten Atem,
- ✓ macht die Zähne herrlich weiß.

*Gardol — Lauroylsarcosid in Super-COLGATE-Zahnpasta

Jeder Mensch braucht täglich natürliches Vitamin C

Gesund bleiben
darum täglich „hohes C" – täglich neues natürliches Vitamin C.

Am Baum ausgereifte Apfelsinen aus dem sonnigen Florida werden dort für „hohes C" **ohne Schale zu Saft gepreßt.** Moderne Konzentrier- und Tiefkühlverfahren bewahren alle Vitamine, Wert- und Wirkstoffe.

In der Schweiz als „BIOTTINA naturreiner Orangensaft" erhältlich.

****
Garantie

Wir garantieren Ihnen

den hohen Gehalt von natürlichem Vitamin C
(ca. 280 mg) und Vitamin P (ca. 185 mg), Provitamin A, Vitamin B_1, B_2, B_6 in jeder Flasche „hohes C" (0,7 l).

ca. 4 Pfund vollreif gepflückte ausgelesene Florida-Apfelsinen, ohne Schale zu Saft gepreßt, bilden den Inhalt jeder Flasche „hohes C".

„hohes C" ist ohne Konservierungsmittel, ohne Zusätze von Zucker oder Farbstoffen keimfrei abgefüllt.

Ohne Schale zu Saft gepreßt

1 Glas „hohes C" - ein Glas Gesundheit für den ganzen Tag

Die Wundertaste

Eine neue Erfindung der Amerikaner wird zweifellos auch in Europa bei vielen Stenotypistinnen großen Anklang finden: Die Schreibmaschine mit der Wundertaste, welche von einer Büromaschinenfabrik in Minneapolis herausgebracht wurde und genaue Rechtschreibkenntnisse in Zukunft überflüssig macht.

Im Zweifelsfalle tippt man einfach auf die neue Zusatztaste und erzeugt damit einen Buchstaben, der so verschwommen ist, daß man damit jedermann ein X für ein U vormachen kann.

*

Kritischer Beobachter

Herr Graf, der Marathonläufer ist nach einer Laufstrecke von 42 Kilometern noch über einen Graben von 3 Meter Breite gesprungen!" – „Na und", erwidert Graf Hugo gelangweilt, „was ist denn das schon bei diesem Anlauf?"

*

Geheimnisvolle Päckchen

Ein kleines Andenken sendet die Verwaltungsbehörde der englischen Grafschaft Hampshire allen Autoausflüglern, die das Waldgebiet des New Forest mit Abfällen verunzieren.

Sie erhalten schon wenige Tage später ein mysteriöses Päckchen mit dem Vermerk „Gebühr beim Empfänger einheben", in dem sie, fein säuberlich verpackt, ihre weggeworfenen Zigarettenschachteln und Konservenbüchsen wiederfinden.

*

Haarsträubender Lärm

Der japanische Heilpraktiker Irka Iktatsu in Tokio rät seinen Patienten, die an Haarausfall leiden, jeden Tag eine Stunde lang die Trommel zu schlagen. Die Vibrationen sollen das Wachstum der Haare fördern. Ob das Mittel tatsächlich hilft, ist nicht bekannt; fest steht jedoch, daß bei der Polizei bereits 25 Anzeigen wegen ruhestörenden Lärms durch Trommelschlagen eingegangen sind.

*

Abendkurse

Einen neuen Weg, um ihren Schülern bessere Rechtschreibkenntnisse beizubringen, beschritt eine Mittelschule in Glasgow, Schottland.

Sie veranstaltete Abendkurse in Orthographie für die Eltern und konnte schon nach einigen Monaten die ersten Erfolge buchen:

Die Kinder machten weit weniger Rechtschreibfehler als früher – allerdings nur bei den Hausaufgaben.

*

Armer Nachbar

„Ich habe mir ein Auto gekauft und unser Klavier als erste Rate in Zahlung gegeben!" – „Das habe ich noch nie gehört, daß Autohändler jetzt Klaviere als Anzahlung annehmen!"

„Im allgemeinen wohl nicht – aber dieser wohnt unter uns!"

Frankfurter Illustrierte

Nr. 18 vom 30. April 1961 bringt:

Der Afrikaforscher und Schriftsteller Rolf Italiaander beginnt heute mit einer neuen, großen Serie: „Der Griff nach Afrika". Darin veröffentlicht Italiaander überwiegend unbekanntes Material über die kommunistischen Aktionen zur Eroberung des Schwarzen Erdteils. Er leitet diese neue Serie mit einem Bericht über seine letzte Reise durch Algerien ein. **Seite 6**

In Berlin wollte man das Auftreten der weltbekannten Schöneberger Sängerknaben verbieten, eine Folge des neuen Jugendarbeitsschutzgesetzes. Ein Bildbericht darüber: **Seite 10**

Nicht leicht haben es die dänischen Kriegsdienstverweigerer, die unser Reporter in ihrem Arbeitslager besuchte. Von den Männern wird der Einsatz aller Kräfte verlangt. **Seite 12**

Der erste Flug in den Weltraum ist den Russen geglückt. Was diesem großen Ereignis vom 12. April an Vorbereitungen und Experimenten vorausging, schildern wir auf **Seite 14**

„Hatari" heißt ein Tierfängerfilm mit Hardy Krüger und der Italienerin Elsa Martinelli. Einen Bericht aus Tanganjika, wo der Film gedreht wurde, bringen wir auf **Seite 28**

... und außerdem in diesem Heft:

Ein neues Kapitel Zeitgeschichte wird in diesem Heft aufgeschlagen. Unter dem Titel „Geheime Reichssache — Hier spricht die Deutsche Botschaft" werden in dieser ersten Folge die dramatischen Vorfälle geschildert, die sich 1918, dann 1932 in den diplomatischen Vertretungen des Deutschen Kaiserreiches bzw. der Weimarer Republik in Moskau abgespielt haben. Im Mittelpunkt steht ein Attentat mit zunächst völlig rätselhaftem Hintergrund gegen den deutschen Botschafter Herbert von Dirksen (Bild), dem der Botschafter nur durch einen Zufall entging. **Seite 34**

Der Mann, der zweimal lebte - ein neuer Roman aus der Welt des Films **Seite 18**

Das Tal der Könige — Roman einer Ausgrabung von Lawrence Bachmann **Seite 26**

Dein Auto, Dein Geld, Dein Leben **Seite 55**

Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, gibt Rat und Antwort **Seite 54**

Unser Tierarzt — Ratschläge für Tierfreunde **Seite 37**

Im nächsten Heft mit dem Bild einer reizenden jungen Japanerin finden Sie einen weiteren Fernost-Bericht unseres Redakteurs Sylvester Wöhler, mit Fotos von F. C. Gundlach. Der Bericht beleuchtet Jugendprobleme und die gewaltigen Anstrengungen Japans im Konkurrenzkampf der Weltwirtschaft. Sein Titel: **Nippons Uhren schlagen schneller.**

Lieber Leser!

Stellen Sie sich vor, Sie hätten ein Kind zu erziehen, das Sie unbedingt zur Sparsamkeit und zum baushälterischen Wirtschaften anleiten wollten, und gerade in dem Moment, da Ihre Ermahnungen Früchte tragen und das Kind sich ein kleines Sümmchen „herausgewirtschaftet" hat, kürzen Sie ihm sein Taschengeld um eben diese Summe. Können Sie sich vorstellen, daß das Kind fürderhin vom Sparen und Maßhalten nichts mehr wissen will unter dem Eindruck: es wird mir ja doch wieder genommen?

So etwa, in dieser psychischen Situation, befindet sich heute der deutsche Bundesbürger. Zwar war es nicht er persönlich, der sich durch Wirtschaftlichkeit diesmal einen kleinen Vorteil verschafft hat, aber die Mineralölgesellschaften, die durch Rationalisierung und infolge einer großen Mengenkonjunktur ihre Preise senken konnten, wollten dem Kraftfahrer diesen Vorteil zugute kommen lassen. Kaum hatte dieser aber vernommen, daß der Benzinpreis um 2 Pfennig pro Liter gesenkt wird, da hörte er auch schon wieder von einer neuen Novelle zum Umsatzsteuergesetz, der zufolge einige steuerbegünstigte Privilegien bei der Verarbeitung von Mineralöl wegfallen, so daß der Benzinpreis wieder um 2 Pfennig pro Liter steigen muß.

Schon einmal, genau vor einem Jahr, hat der deutsche Steuerzahler mit dem gleichen Unbehagen die Manipulationen des Fiskus beobachtet. Auch damals sank der Benzinpreis auf 58 Pfennig, und gleichzeitig trat die Zusatzsteuer für die Straßenbaufinanzierung in Kraft, die sich so auswirkte, daß der soeben gesenkte Preis für den Liter Benzin sich wieder um 2 Pfennig erhöhte.

Es ist so viel von der „Steuer-Ehrlichkeit" die Rede, vielmehr davon, daß sie beim heutigen Bundesbürger nicht mehr anzutreffen sei. Kann es verwundern? Was unseren Großeltern noch selbstverständlich war, nämlich dem Staat zu geben, was des Staates ist, hat sich heute zu einem Kampf gegen den Staat entwickelt, in dem sich beide Partner an Mißtrauen und Raffinesse nichts nachgeben. Gerade am Beispiel der Benzinpreise offenbart sich wieder einmal, daß dieses „...was des Staates ist" für den einzelnen völlig unübersehbar und daher fragwürdig geworden ist. Als man im April 1950 an den Tankstellen für den Liter Benzin 55 Pfennig bezahlte, setzte sich dieser Preis so zusammen: 32,8 Pfennig kostete die Ware, 22,2 Pfennig betrugen die steuerlichen Sonderbelastungen. Anfang April 1961, als man 58 Pfennig zahlte, hatte sich das Verhältnis um 180 Grad gedreht: der reine Warenpreis betrug nur noch 23,2 Pfennig, die Steuern hatten sich auf 34,8 Pfennig erhöht.

Kann man bei dieser Steuerpolitik heute noch jenes Vertrauen und jene Redlichkeit erwarten, durch die sich der Bürger der guten alten Zeit auszeichnete, etwa – als einer ihrer letzten Vertreter – jener Schuhmachermeister aus Freiburg, von dem wir unlängst erfuhren:

Als eine Kundin bei ihm ein paar reparierte Schuhe abholen wollte, eröffnete er ihr, daß sie noch 80 Pfennig gut bei ihm habe. Wieso? – Woher? – Nun, der Meister war vor zwei Monaten 65 Jahre alt geworden, brauchte also von diesem Zeitpunkt an keine Altersversicherung mehr zu zahlen. „Im Eifer der vielen Arbeit habe ich das ganz vergessen", sagte er, aber nun wollte er die zu hoch berechneten Unkosten seinen Kunden gutschreiben!

Hoffentlich lockt sich der Mann nicht – suspekt geworden durch so viel Großzügigkeit – die Steuerfahndung auf den Hals!

Dies wünscht von Herzen

Ihre Redaktion

Der

Der Afrikaforscher
fangreiches und im
nen zur Eroberung

Typisch für die algerischen Städte: Französische Soldaten und Fremdenlegionäre im Kampf mit Demonstranten oder mit der FLN.

Die Algerier sind froh, daß sie von de Gaulle das Wahlrecht bekommen haben. Mit großem Ernst füllen sie die Wahlzettel aus.

Griff nach Afrika

Rolf Italiaander

und Schriftsteller Rolf Italiaander legt in dieser neuen großen Serie um- Westen überwiegend unbekanntes Material über die kommunistischen Aktio- Afrikas vor. Denn Afrika ist im kalten Krieg mit zur vordersten Front geworden.

Französinnen unterweisen freiwillig kabylische Frauen in Näharbeiten.

Der Afrikaforscher und Schriftsteller Rolf Italiaander ist den Lesern der Frankfurter Illustrierten seit langem bekannt, zuletzt vor allem durch seine große Serie „Hexenkessel Westafrika". Rolf Italiaander ist für viele Politiker ein unbequemer Schreiber, denn er hat noch nie ein Blatt vor den Mund genommen, wenn es darum ging, Fehler und Versäumnisse des Westens aufzudecken. Italiaander kennt Afrika seit Jahrzehnten, und was er stets in seinen Serien und Büchern prophezeit hatte, ist heute längst Wirklichkeit geworden: Afrikas Probleme sind im Spiel der großen Politik Weltprobleme geworden. Der kalte Krieg hat Afrika mit zur vordersten Front zwischen den beiden Machtblöcken Ost und West gemacht. In seiner neuen großen Serie „Der Griff nach Afrika" legt Italiaander umfangreiches und im Westen überwiegend unbekanntes Material über die

Mitten in der Wüste stehen die neuzeitlichsten Ölanlagen der Welt: in Hassi Messaoud. Selbstverständlich fehlt auch nicht das moderne Camp für die Petroliers. Im Hintergrund zieht sich wie eine große Schlange die Pipeline durch den Sand, die das Öl an die Küste befördert. Das Erdgas allerdings kann noch nicht verwertet werden, da die Anlagen fehlen. Es muß daher abgefackelt werden, damit keine Explosionen entstehen.

Für viele Jahre wird de Gaulles Name mit der jüngsten Geschichte Algeriens verbunden bleiben. Hier, bei seinem letzten Besuch, jauchzten ihm Muselmanen zu. Die Stimmen der Franzosen in Algerien hat de Gaulle inzwischen verloren. Unten: König Mohammed von Marokko (gest.), Ferhat Abbas, Chef der algerischen Exilregierung, und der marokkanische Außenminister bei einem Treffen afrikanischer Staatsmänner in Casablanca.

kammunistischen Aktianen zur Eraberung Afrikas vor. Denn es gehört seit langem zum Programm der kammunistischen Weltrevalutian, „die versklavten Völker Afrikas vam Jach des Kalanialismus und Imperialismus zu befreien". In früheren Jahrzehnten tralen diese Aktionen noch nicht sa in den Vardergrund wie heute, da Maskau aus seinem Ziel kein Geheimnis mehr macht. Italiaander stellt — gewissermaßen als Einleitung — an den Anfang seiner Serie einen Bericht über seine letzte Reise durch Algerien. Noch immer wartet die Welt gespannt, ob es mäglich sein wird, durch affizielle Verhandlungen zwischen de Gaulle und der algerischen Exiliregierung in Kairo eine befriedigende Lösung für das algerische Volk zu schaffen und das siebenjährige Blutvergießen zwischen den beiden Völkern zu beenden. Im Hintergrund aber lauert der Kommunismus.

Auf einer Autofahrt durch Kabylien hatte ich eine Flasche Selterswasser bei mir. Als sie leergetrunken war, ließ ich sie nach einer Rast am Straßenrand liegen. Mein französischer Begleiter fuhr mich entsetzt an: „Sind Sie kommunistischer Agent? Wollen Sie der FLN helfen? Sie können doch nicht diese Flasche unzerschlagen hier liegen lassen."

Ich verstand nicht, was die leere Selterswasserflasche mit kommunistischer Agitation und der nationalen Befreiungsfront zu tun hatte. Schließlich wurde es mir erklärt: „Die den Franzosen feindlichen Muselmanen sammeln eifrig alle Flaschen, deren sie habhaft werden können, und fertigen daraus Molotow-Cocktails an (eine Art Handgranate), die sie für terroristische Akte verwenden. Daher muß jede geleerte Flasche sofort zerschlagen werden."

Die Angst vor Terroristen ist wahrlich groß in Algerien, und alle, die nicht auf Seiten der FLN stehen, behaupten, daß die FLN von den kommunistischen Ländern, also von den Ostblockstaaten, unterstützt werde. Während des Barrikaden-Prozesses in Paris haben das auch verschiedene Zeugen zu Protokoll gegeben.

Allerdings ist es schwer, diese Behauptung zu beweisen. Es sind bisher nur wenig Gewehre, Trommelrevolver und Maschinengewehre östlicher Herkunft bei überwältigten Terroristen gefunden worden, wohl aber viele aus westlichen Ländern, und zwar meist älteren Datums. Dies erklärt man sich folgendermaßen: die Ostblockländer liefern mit Absicht keine neuen östlichen Waffen, sondern westliche (italienische und deutsche) Beutewaffen aus dem zweiten Weltkrieg, um auf diese Weise ihre Spuren zu verwischen. Die meisten dieser Waffen sollen übrigens via Marokko nach Algerien gelangen. Sowohl der verstorbene König Mohammed V. von Marokko als auch sein Sohn, Hassan II., hätten häufig genug ihre Sympathien mit der FLN und überhaupt mit den Aufständischen bekundet. Diese Sympathie mit den Aufständischen wie mit der von Ferhat Abbas geführten Exilregierung Algeriens teilen aber auch Tunesien und Ägypten, außerdem fast ausnahmslos alle Staatsmänner der freien afrikanischen Länder.

„Totaler Erfolg oder Katastrophe"

Det Algerienkrieg nahm am 1. November 1954 seinen Anfang. Damals explodierten an dreißig Orten in Algerien Bomben, und Algerier griffen gleichzeitig die französische Armee an. Seitdem binden die Aufständischen etwa die Hälfte der französischen Armee (über 500000 Mann) in Algerien.

Man zählt generell drei politische Gruppen in Algerien: 1. jene, die das „Algérie algérienne" will; das sind die Muselmanen, vertreten durch die Aufständischen. 2. jene, die das „Algérie française" wünscht; das sind die meisten Europäer – ihr extremer Flügel: die „Ultras". 3. jene, die das „Algérie de Gaulle", das „Algérie fraternelle" bejaht, wie es Marschall Alphonse Juin formuliert hat. Aber zahllose Gespräche mit Muselmanen wie mit Europäern haben mir deutlich gemacht, daß der dritte Vorschlag wohl nur noch ein schöner Traum einzig des Staatschefs ist. Wie viele Algerier haben mir gesagt – und zwar ebenso Muselmanen wie Europäer: „Für das brüderliche Algerien ist es heute zu spät." De Gaulle selber hat bereits in seinen vor sieben Jahren erschienenen Memoiren für Frankreich nur noch „einen totalen Erfolg" oder „eine beispiellose Katastrophe" vorausgesagt.

Internationales Schlachtfeld

De Gaulle hat im Dezember 1960 eine Rundreise durch Algerien unternommen. Er wurde gewarnt, er solle besser in Frankreich bleiben, um die Gemüter nicht noch mehr zu erhitzen. Der General hat die Reise trotzdem gemacht, und er mußte sich sagen lassen, aus Protest dagegen sei gleichzeitig sowohl von den aufgeputschten Muselmanen wie von den rechtsradikalen Europäern zugeschlagen worden. Ergebnis: Hunderte von Toten, Tausende von Verwundeten, riesige Sachschäden.

Algerien ist ein Brennpunkt der Ost-West-Auseinandersetzung geworden. Deshalb ist man sich in den Kreisen der internationalen Politiker mittlerweile (wenn auch reichlich spät) darüber im klaren, daß eine friedliche Lösung unbedingt gefunden werden muß, damit Algerien nicht etwa ein neues internationales Schlachtfeld werde – wie einst Spanien oder Korea.

Daß es sich hier um den Ost-West-Konflikt handelt, wird schnell deutlich, wenn man westliche und östliche Stimmen zum Konflikt vergleicht. Die Amerikanerin Lorna Hahn formuliert in einer Veröffentlichung des „American Committee on Africa" so: „Vom Standpunkt der Realpolitik aus gesehen, mit der doch Außenpolitik getrieben wird, ist es mehr als absurd, alten und mächtigen Freunden (also den Franzosen) zu erlauben, blind einen Konflikt weiter auszutragen, der nur den Feinden von beiden helfen kann, den Kommunisten."

Die Kommunistin Eva Priester dagegen schreibt in ihrem in Ostberlin erschienenen Buch „In Algerien sprechen die Gewehre": „Wenn aber Algerien frei ist? Dann entsteht an dieser südlichen Mittelmeerküste ein Staat, und bald darauf wahrscheinlich die Staatenföderation des sogenannten Maghreb (Tunesien, Algerien, Marokko, möglicherweise Lybien), der Imperialismus

und imperialistische Pakte ablehnt und den Frieden will." Es sei heute zwar zu früh, darüber zu debattieren, was für ein Staat dieses freie Algerien werden wird, aber eines stehe schon jetzt fest: „Seine Staatsmänner, die Führer seiner Befreiungsbewegung, haben sich eindeutig und vorbehaltlos zu den Grundsätzen der Politik der Bandung-Konferenz bekannt, d. h. zu einer Politik der positiven Neutralität, die Militärpakte und Kriegsbündnisse verurteilt und es ablehnt, ihr Territorium für Militärbasen, Luftstützpunkte, Raketenbasen und alle anderen Stützpunkte für einen Krieg zur Verfügung zu stellen."

„Eine zufällige Mischrasse"

In Algerien leben rund zehn Millionen Menschen, von denen nur etwa eine Million Europäer sind. Es ist indessen falsch, anzunehmen, diese Europäer seien ausschließlich Franzosen. Albert Camus hat die algerische Bevölkerung „eine zufällige Mischrasse" genannt. Die letzte Statistik (1936) besagt, daß nur 116099 „Français de la Métropole" (also Franzosen aus Frankreich) sind, 603956 sind Algerien-Franzosen, aus Kolonien wanderten 11444 Menschen ein. Außerdem besteht die kleine, aber so ungemein einflußreiche Gruppe der Naturalisierten, die das Hauptkontingent der Rechtsradikalen stellen: Spanischer Abstammung sind 36314, italienischer 29166, anglo-maltesischer 12574, anderer Abstammung 2095.

Ein gaullistischer Funktionär erklärte mir den Unterschied zwischen den Naturalisierten und den Franzosen sowie Algerien-Franzosen folgendermaßen: „Jene sind Franzosen *für* etwas, die Naturalisierten sind Franzosen *gegen* etwas. Sie sind als arme Leute hier eingewandert, haben es innerhalb eines kolonialen Systems zu etwas gebracht, haben den Kontakt mit Spanien, Italien oder Malta verloren, würden, wenn sie nach Frankreich gingen, hier kaum als Franzosen anerkannt werden, und daher nun versuchen gerade sie mit hemmungslosem Fanatismus, sich für ein Algérie française einzusetzen."

Religiöser Fanatismus

Fanatismus! Es gibt wohl keine Gruppe im algerischen Bürgerkrieg, die heute nicht bis zum äußersten fanatisiert ist. Religiöse Momente fallen dabei auch mehr als in anderen Ländern ins Gewicht. Die verschiedenen Religionsgemeinschaften in Algerien leben streng voneinander isoliert, und jede für sich ist von jeher orthodox und radikal. Ihre wechselseitige Unduldsamkeit hat sich in den fast sieben Jahren des Algerienkrieges immer wieder erwiesen, zuletzt im Dezember 1960. Da wurde sogar in Algier die berühmte Synagoge an der Place du Grand Rahhin Abraham Bloch von jugendlichen Fanatikern mit Bomben belegt und zerstört.

Ich sprach Vertreter der algerischen Juden, die etwa 150000 Menschen zählen. „Auch wir wissen nicht, wie alles weitergehen soll", sagten sie zu mir. „Die Franzosen haben sich uns gegenüber loyal verhalten, unter ihnen konnten wir uns frei entwickeln, wie wir es wünschten. Wir haben allen Anlaß zu bezweifeln, daß das auch der Fall sein wird, wenn die Muselmanen – sei es durch de Gaulle, sei es durch die FLN – Machtzuwachs erhalten."

Auch sprach ich mit frommen Katholiken in Algerien. Die meisten von ihnen sind im antigaullistischen Lager. Dies ihre stehende Rede: „Für uns gibt es nur eine Hoffnung, nämlich, daß de

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 38)

In Schweden ist Bohnern schon unmodern

Schweden ist in vielerlei Beziehung das fortschrittlichste Land Europas . . . und der Fortschritt zeigt sich auch in der Haushaltsarbeit. Zur Fußbodenpflege werden dort zu über 90 Prozent Selbstglanzwachse – wie Glänzer – verwendet. Das heißt also: Für 9 von 10 Hausfrauen ist das Bohnern unmodern geworden – sie sind längst zur modernen Bodenpflege übergegangen, die viel Zeit und Mühe spart.

In Deutschland
und in vielen anderen Ländern ist Glänzer zu einem Begriff für die moderne Bodenpflege geworden. Glänzer läßt sich mühelos auftragen, glänzt von selbst und hält für viele Wochen. Pflegen Sie Ihren Boden mit Glänzer – und Sie werden sehen: Glänzern ist einfach und leicht!

Glänzer®

ohne Bohnern - Glanz für Wochen

★ selbstglänzend ★ wasserfest
★ schmutzabweisend ★ strapazierfähig
★ für alle Böden

® Registriert als internationales Warenzeichen. Auch in Österreich, in der Schweiz, in Belgien, Frankreich, Luxemburg und Holland erhältlich.

Berlins jüngste Botschafter, wie der verstorbene Bürgermeister Ernst Reuter die Schöneberger Sängerknaben genannt hatte, dürfen vorerst weiter singen und mit ihren Liedern Freude spenden. Die Beschäftigung von Kindern ist zwar verboten, aber das Gesetz siebt Ausnahmen vor, wenn bestimmte Voraussetzungen erfüllt sind. Die Kinder dürfen z. B. durch ihre Mitwirkung bei öffentlichen Veranstaltungen gesundheitlich, sittlich und in ihrem schulischen Fortkommen nicht gefährdet sein. „Das war", sagte der Chordirigent Gerhard Hellwig, „bei uns niemals der Fall."

„Tommy Skiffle Band" nennen sich diese 12- bis 15jährigen Berliner Jungen, die mit ihrer „Sängerin" Veronika großen Erfolg haben. Mit Mutters Waschbrett, einer selbstgebauten Baßgeige, Rumbakugeln und einer Guitarre fingen sie zu proben an, und dann traten sie auf, gefielen und wurden bekannt. Vereine engagierten sie, das Fernsehen zahlte pro „Mann" 40 Mark Gage. Nach dem neuen Gesetz — wenn es eng ausgelegt wird — kann Tommys Skiffle Band nicht mehr öffentlich auftreten; nur noch in Jugendheimen und Schulen, meint das Gewerbeaufsichtsamt.

KINDER, KINDER!

Einem weltbekannten Berliner Chor wäre durch das neue „Bundesgesetz zum Schutz der arbeitenden Jugend" fast das Ende bereitet worden.

Brigitte, Sigrid und Regina, Tanzschülerinnen der Mierau-Schule, dürfen bis 20 Uhr auftreten. Mit Genehmigung des Gewerbeaufsichtsamtes dürfen sie es sogar bis 23 Uhr tun, weil sie schon über 15 Jahre alt sind. Das Kinderballett von Adrienne Mierau dagegen hätte nach der ersten Entscheidung der Aufsichtsbehörde sich nicht mehr öffentlich zeigen dürfen. Dazu meinte Frau Mierau: „Die Spiel- und Tanzfreude der Kinder muß durch gelegentliches Auftreten vor der Öffentlichkeit bestätigt werden. Und Tanz ist doch schließlich Kunst und fällt unter kulturelle Belange."

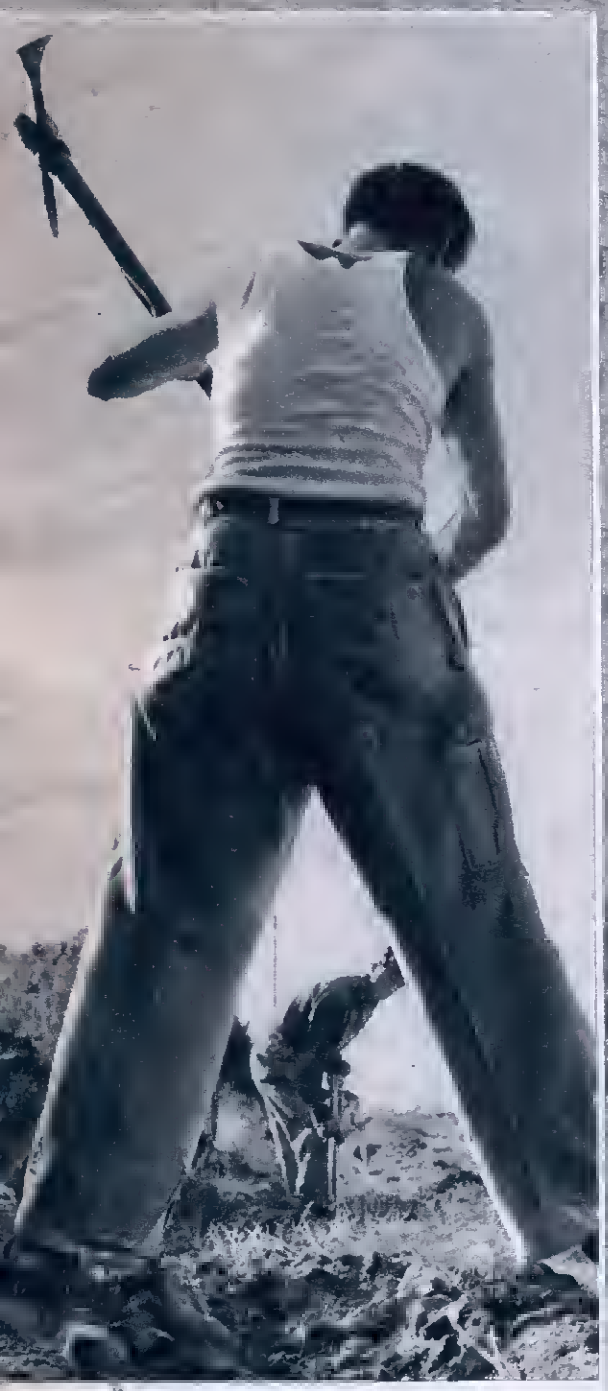
Die Beschäftigung von Kindern, heißt es in einem neuen Gesetz zum Schutze der arbeitenden Jugend, darf nur bewilligt werden, wenn kulturelle Belange die Mitwirkung von Kindern erfordern. Die Entscheidung darüber, was „kulturelle Belange" sind, liegt, in Berlin wie auch in den anderen Bundesländern, bei den Gewerbeaufsichtsämtern. Und das Gewerbeaufsichtsamt Berlin traf eine harte Entscheidung: Es genehmigte den Schöneberger Sängerknaben und anderen Kinderchören und -balletten das Auftreten nicht mehr. Als die Berliner gegen diese Entscheidung, die praktisch das Ende der weltbekannten Schöneberger Sängerknaben bedeutet hätte, protestierten, entschloß man sich, das Auftreten stillschweigend zu dulden. Man will jetzt nicht mehr engherzig verfahren; die Berliner Kinder dürfen also weiter singen und tanzen, soweit es sich nicht um gewerbliche Veranstaltungen handelt und falls nicht die näheren Richtlinien, die jetzt in Bonn erarbeitet werden, entgegengesetzt ausfallen.

Verboten sind nach dem neuen Jugendarbeitsschutzgesetz Kindermodenschauen, ebenso die Mitwirkung von Kindern bei Werbeveranstaltungen, einschließlich Werbefilm und Werbefernsehen. Dagegen ist ihre Mitwirkung bei Veranstaltungen religiöser, karitativer oder sozialpolitischer Art gestattet.

Im Zirkus dürfen Kinder über sechs Jahre bis zu zwei Stunden täglich gemeinsam mit einem Elternteil beschäftigt werden. Die kleine Mischa Kauser hat Glück gehabt: sie ist gerade sechs. Auf ihrem Wildpferd tritt sie zusammen mit Bruder Roland (14) und ihren Eltern als vollendete „Tscherkessenreiterin" auf.

Cornelia Froboess wäre vielleicht nie der Star geworden, der sie heute als Conny ist und der sie schon vor Jahren als die kleine Cornelia war, die 1952 als Elfjährige „Pack die Badehose ein . . ." sang. Denn nach den Bestimmungen des jetzigen Gesetzes hätte sie in dieser Art wohl kaum öffentlich auftreten dürfen.

Filmkinder von drei bis fünfzehn Jahren — wie hier der achtjährige Rainer Markowski in dem Film „Das Riesenrad" — dürfen nicht länger als drei Stunden beschäftigt werden. Manche Produzenten umgehen die Vorschriften, indem sie Kinder von nichtdeutschen Angehörigen der Stationierungskräfte engagieren.



Kein militanter Ton herrscht im Arbeitslager Gribskov der dänischen Kriegsdienstverweigerer. Wenn sie sich morgens im Lager sammeln, hat man den Eindruck, als kämen sie zu einem Klassentreffen (rechts), aber bei der Arbeit zwingt sie das tägliche Leistungssoll zum Einsatz aller Kräfte (oben).

Religiöse Gründe zwingen den jungen Seemann Bruno Pedersen, seinem Land den Wehrdienst mit der Waffe zu verweigern (links außen).

Vor seinem Gewissen kann der Bootsbauer Jens Jensen den Wehrdienst nicht verantworten. Lieber greift er zur Hacke (links Mitte).

Moralische Bedenken hat der Angestellte Svend Andersen. Niemals wird er es fertigbringen auf einen Mitmenschen zu schießen (links).

Sie haben alle NEIN gesagt

Im Arbeitslager dänischer Kriegsdienstverweigerer

Für 800 von insgesamt 2442 Kriegsdienstverweigerern in der Bundesrepublik wird es jetzt Ernst: Das Bundesarbeitsministerium hat zu Anfang April den ersten Männern des Jahrgangs 1937 und 1938, die es aus Gründen des Gewissens und der Religion ablehnten, ihren Wehrdienst mit der Waffe in der Hand abzuleisten, den Einberufungsbefehl zur Ersatzdienstpflicht zugestellt. Sie haben keinen Grund, sich darüber zu beklagen, denn der Wirkungskreis ihres künftigen Tuns liegt weitab von jenem militanten Bereich, dem sie aus dem Wege gehen wollen. In Krankenhäusern, Heil- und Pflegeanstalten und sonstigen Organisationen der freien Wohlfahrtspflege werden sie zwölf Monate lang gemeinnützigen Zwecken dienen. Gemessen an dem Los der Kriegsdienstverweigerer in anderen Ländern, können die deutschen Verweigerer recht zufrieden sein, denn die Arbeit, die sie leisten, ist lehrreich und sinnvoll. — In Dänemark zum Beispiel würden sie in einem privaten Arbeitslager zu Radungs- und Dränagearbeiten zusammengefaßt werden. Frühmorgens um sieben Uhr beginnt für die dänischen Verweigerer im Lager Gribskav, dem unser Mitarbeiter einen Besuch abstattete, der Tag, um acht Uhr die harte Arbeit im Wald, die sie bis nachmittags um 16 Uhr mit nur zwei einstündigen Pausen im Schweiße ihres Angesichts verrichten. Für jeden einzelnen ist pro Tag ein ganz bestimmtes Leistungssoll festgesetzt. Wer weniger schafft, wird mit Ausgangssperre oder Stubenarrest bestraft. Erst am Abend können die Verweigerer, die sich aus Männern aller Stände und Gesellschaftsschichten rekrutieren, ihren privaten Neigungen nachgehen oder sich im Dorf vergnügen, soweit ihnen Ausgang zusteht. — Die deutschen Kriegsdienstverweigerer werden es also leichter haben. Trotzdem hat sich ein nicht unerheblicher Prozentsatz dieser jungen Leute eines anderen besonnen und gesagt: Lieber zur Bundeswehr! Warum jetzt plötzlich? Ja — die Zeiten ändern sich . . .

Keine Uniform will der Ingenieur Torben Jacobsen tragen, denn jeder Drill und jede Gleichschaltung sind ihm verhaßt (rechts nebenstehend).

Als Pazifist reinsten Wassers fühlt sich der Buchbinder Ernst Rasmussen. Der Krieg ist für ihn in jedem Falle sinnlos (rechts Mitte).

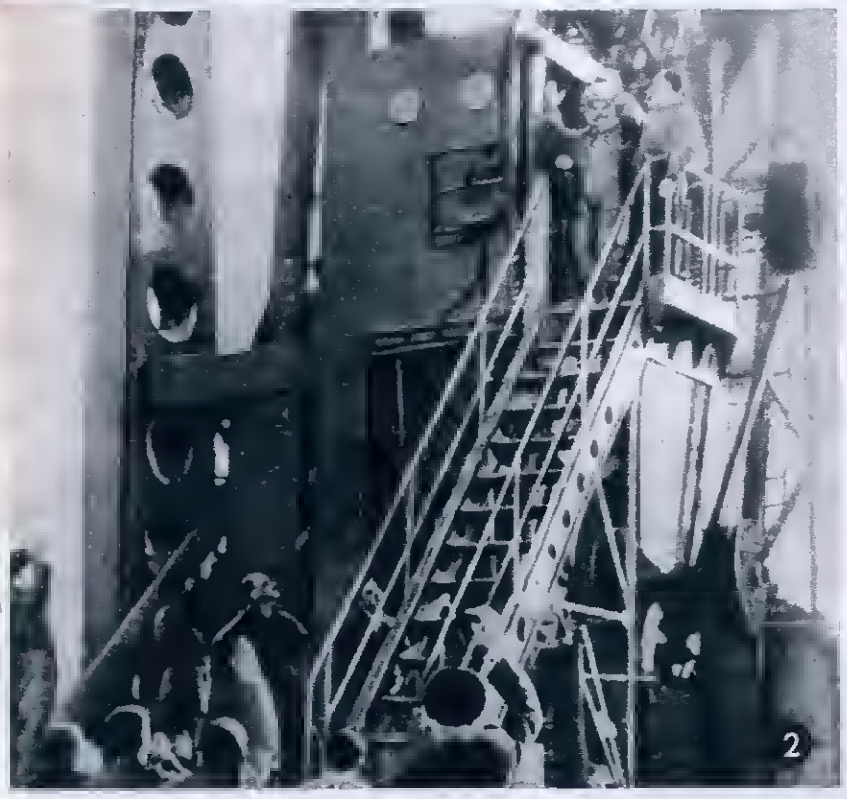
Krieg ist unmoralisch. Das ist die Meinung des Musikers und Individualisten Sverre Bay, denn auch er hat NEIN gesagt (rechts außen).

In der Zerreißmühle. Monatelang wurden neun sowjetische Astronauten, darunter eine Frau, für den Flug in das All vorbereitet. Unter schwersten körperlichen Belastungen, sozusagen unter Weltraumbedingungen, lagen sie, mit ihren Schutzanzügen bekleidet, in den Druckkammern der Luftfahrtmedizinischen Institute der sowjetischen Raumbehörde. Unser Bild, das erst jetzt freigegeben, zeigt einen der Weltraumaspiranten in der Unterdruckkabine.

Major Juri Alexejewitsch Gagarin, 27 Jahre alt, verheiratet, 2 Töchter, ist der gefeierte Nationalheld der Sowjetunion. Gagarin, der als Sohn eines Kolchosbauern in der Gegend von Smolensk geboren wurde, studierte an der Lehranstalt für Luftfahrt und ist seit 1957 bei der sowjetischen Luftwaffe.

Kolumbus des Weltalls

„Die Erde liegt in einem hellblauen Schimmer – der Übergang von diesem Blau zum Schwarz des Weltraums ist weich und schön. Ich kann das alles schwer mit Worten ausdrücken." So schildert der erste Astronaut Gagarin seine Eindrücke über Funk den Wissenschaftlern auf den Bodenstationen.



Historische Minuten. Gespannt beobachtet Major Gagarin (Bild 1) die letzten Vorbereitungen zum Start. Noch einmal winkt er den Arbeitern zu, bevor ihn der Fahrstuhl an der Abschußrampe zur Spitze der riesigen Rakete trägt (Bild 2). Vor zwei Stunden noch ein Namenloser, ist er jetzt von Chruschtschow zum Helden der Sowjetunion (Bild 3) erklärt worden und Hunderttausende von Moskauern jubeln ihm auf dem Roten Platz zu.

Der Griff nach den Sternen ist Wirklichkeit. Dem sowjetischen Major gelang es als erstem in die Weiten des Alls vorzustoßen und nach einer Flugzeit von 108 Minuten zu landen. Der Kampf um die friedliche Erforschung des Weltraums ist in sein entscheidendes Stadium getreten. Die sowjetische Nachrichtenagentur schilderte das historische Ereignis wie folgt:

12. April 1961, 7.05 MEZ. Auf einem geheimen Raketenzentrum herrscht Hochbetrieb. Zum hundertsten Male überprüfen die Männer vor den großen Schalttischen ihre Instrumente und melden die Meßwerte an die Zentrale weiter. Dann wird über Lautsprecher das Startkommando gegeben. Mit donnerndem Getöse rast eine mehrstufige Rakete in den mit Schneewolken hedeckten Himmel dieses Aprilmorgens. Aber es handelt sich diesmal nicbt um einen der vielen Versuchsstarts mit Tieren an Bord, die die Sowjets seit Monaten durchführen. Diesmal ist es ein Mensch, der junge Fliegermajor Gagarin, der auf dem engen Sitz der mit Instrumenten vollgepackten Kabine des Raumschiffes den Flug in das All antritt. Planmäßig lösen sich die verschiedenen Stufen der Rakete, und dann rast das 4,7 Tonnen schwere Raumschiff mit einer Geschwindigkeit von 30000 km/std durch den Weltraum. Nach 78 Minuten wird mit Auslösung der Rückstoßrakete das Landemanöver eingeleitet, und 30 Minuten später meldet Radio Moskau die erfolgreiche Landung des sowjetischen Astronauten. Zum ersten Male ist es einem Menschen gelungen, in den Weltraum vorzustoßen.

*

Schon seit Jahren werden in der Sowjetunion und in den Vereinigten Staaten Freiwillige für den Flug in das Weltall ausgehildet. Jetzt ist es den Sowjets gelungen, die Amerikaner, die ebenfalls in den nächsten Monaten einen Menschen in den Weltraumschikken wollen, zu überrunden.

Die Russen befaßten sich unter Verwendung von ballistischen Trägerraketen bereits frühzeitig intensiv mit der Vorbereitung solcher Flüge. Eingeleitet wurden die Versuche mit Raketen, die als Nutzlast Tiere auf die vertikale Flugbahn in den Raum beförderten. Mittels einer besonderen Abhremstechnik und mit Fallschirmen wurden dann die Raumkapseln wieder sicher zur Erde zurückgehracht.

Am 3. 1. 1957 wurde mit Sputnik II als erstes Lebewesen die Hündin Laika in den Weltraum geschossen und konnte nicht zurückgebracht werden.

Am 15. Mai 1960 wurde mit Sputnik IV das erste 4,5 Tonnen schwere Raumschiff, das eine Pilotenpuppe an Bord hatte, gestartet. Der Versuch, die Kabine mit der Puppe wieder zur Erde zurückzuführen, schlug fehl.

Mit Sputnik V jedoch gelang es am 19. 8. 1960, eine solche Raumkahine, in der sich zwei Hunde befanden, in eine Umlaufbahn von 300 his 340 km zu schießen, und nach 18 Erdumläufen (24 Stunden) sicher zu landen.

Bei diesem ersten Raumschiff dürfte sich es um ein ähnliches Modell gehandelt haben wie das, mit dem jetzt der erste hemannte Weltraumflug erfolgreich gelang. Die Kabine hat ein Gewicht von etwa 4,5 Tonnen und besteht aus einer Gerätekammer für die verschiedenen Meßinstrumente sowie einer Druckkammer von 3,5 Tonnen Gewicht. Diese ist innerhalb der Raumkapsel untergehracht. Bei Wiedereintritt in die Erdatmosphäre wird die Gerätekammer von der Druckkammer, die aerodynamische Heckflächen zur Abbremsung benutzt, getrennt und verglüht. In etwa 7 km Höhe wird die innere Kapsel, in der sich der Pilot aufhält, ausgestoßen. Mit Hilfe von Fallschirmen schwebt die Kapsel mit einer Geschwindigkeit von 7 m/sek zur Erde zurück. Zur Ausstattung des Raumschiffes gehören u. a. zwei Fernsehkameras und zwei Sender, dic in der Kabine so untergebracht sind, daß Ärzte und Wissenschaftler von der Erde aus das Verhalten des Piloten während des Fluges auf dem Fernsehschirm genau beohachten können. Über zwei Kurzwellensender und einen UKW-Sender war Astronaut Gagarin ständig in Verbindung mit der Erde.

Am 2. 12. 1960 machten die Sowjets einen Versuch, von dem behauptet wird, daß sich in der Raumkahine ein Mensch befand. Zwar glückte der Start, aber bei der Rückkehr verglühte das Raumschiff in der Erdatmosphäre.

Die letzte große Generalprohe war am 25. März 1961, wo es den Sowjets gelang, eine Raumkapsel mit einem Hund erfolgreich in den Weltraum zu schießen und wieder zu landen.

Noch halten die Russen ihre Erfahrungen und Erkenntnisse von diesem ersten menschlichen Vorstoß ins All geheim. Auch müssen die ärztlichen Untersuchungen, denen sich Major Gagarin in einem Moskauer Militärlazarett unterziehen muß, erst ausgewertet werden. Dem Wunschtraum der Menschheit jedoch, einmal zu den fernen Planeten des Alls zu fliegen, sind wir einen Schritt näher gekommen.

Der Genuß einer hochwertigen Orientcigarette
ist ein Geschmackserlebnis, das einem betont individuellen Empfinden
vorbehalten bleibt.

klassisch Orient

Die Cigarette von Weltruf

GELBE SORTE

INTERNATIONAL

Neuer Roman

Olaf Herfeldt:

DER MANN, DER ZWEIMAL LEBTE

Viele Jahre lang bestimmten Ruhm und Prunk, Luxus und Liebe das Dasein des Filmschauspielers Alexander Trent. Er war ein Stück jener schillernden, hohlen Welt – bis er nicht mehr mitmachen wollte. Nach einer wild durchzechten Nacht faßt er einen verzweifelten Plan . . .

Marga Malmo hatte tizianrotes Haar und ein hübsches, leeres Gesicht. Sie trug einen hellblauen, durchsichtigen Morgenmantel. Ihre rechte Hand hielt einen Revolver.

„Jetzt werde ich dich töten!“ sagte sie dumpf. Der Revolver richtete sich auf meinen Bauchnabel.

Sie machte das alles so lächerlich, daß ich angewidert meine Zigarette fallen ließ und anfing zu lachen. Close, der neben mir stand, stöhnte verzweifelt auf. „Das steht nicht im Drehbuch!“ erklärte er weinerlich.

„Was ist los?“ Margas Kopf fuhr hoch. Der Revolver in ihrer Hand war immer noch auf meinen Bauch gerichtet.

Close atmete tief. „Herr Trent hat seine Zigarette ausgemacht. Das steht nicht im Drehbuch.“

„Ich weiß es,“ knurrte ich gereizt. „Im Drehbuch steht auch nicht, daß diese Szene so miserabel gespielt werden muß.“

DER MANN, DER ZWEIMAL LEBTE

„Ha ha!“ machte die Malmo wütend und schmiß den Revolver auf den Boden. Sie war blaß geworden. Gleich würde sie anfangen zu schreien.

„Wer ist hier der Regisseur?“ fragte Close erregt. „Sie, Herr Trent, oder ich?“

„Sie, Close.“ Ich drehte den Kopf zu ihm und sah ihn an.

Hans-Hermann Close war ein kleiner, kahlköpfiger, etwa fünfzigjähriger Mann; als Fernsehregisseur sollte er sich einen gewissen Namen gemacht haben. Wenigstens hatte mir das Lopetz, der Produzent, erzählt. Inzwischen wußte ich, daß Close ein Schwächling war und von Schauspielführung nichts verstand. Wahrscheinlich war er von dem sparsamen Lopetz für ein Taschengeld eingekauft worden.

Close wich meinem Blick aus. Er nahm die riesige schwarze Hornbrille vom Gesicht und rieb sich die Augen. Plötzlich wirkte er um Jahre gealtert und müde. Doch ich fand kein Mitleid. Ich hatte genug von ihm, genug von Marga Malmo, genug von dieser ganzen Filmerei. Und Sehnsucht nach etwas zu trinken…

„Noch einmal.“ Close seufzte und schob die Hornbrille auf die Nase zurück. „Wir wiederholen die Szene. Bitte, Frau Malmo…“

Er konnte nicht weiterreden.

Die Malmo war in ein hysterisches Gelächter ausgebrochen. Sie stand einfach da und kreischte, ohne aufzuhören. Die anderen standen ratlos um sie herum: Close. Menter, der Regieassistent. Und von Helmberg, der erste Kameramann.

Close faltete die Hände, als wollte er beten. Auf seiner Stirn perlten Schweißtropfen. „Um Gottes willen, was soll ich tun?“ Er sah flehend den langen Menter an.

„Kleben Sie ihr eine“, riet ich und stand auf. „Ich mache Schluß für heute!“

„Um Gottes willen“, stöhnte Close wieder. Dann hielt er sich mit beiden Händen die Ohren zu.

Ich wandte mich ab und ging schnell durch die Halle hinaus.

*

Ich drückte die Tür meiner Garderobe hinter mir ins Schloß und dachte nur noch an die angebrochene Flasche Whisky im Schrank. Plötzlich sagte links neben mir eine halblaute Stimme bedächtig:

„Guten Abend, alter Junge!“

Ohne hinzusehen, wußte ich, daß es Tillhaus war. Hermann Tillhaus, Klatschjournalist bei einer Münchner Boulevardzeitung und mir in einer Art Haßliebe zugetan. Obwohl ich nichts als Ärger mit ihm hatte, war er mir auf eine unerklärliche Weise sympathisch.

„Was wollen Sie, Tillhaus?“ fragte ich.

„Wie wär's mit einem Drink, alter Junge?“

Ich gab keine Antwort, sondern ging zum Schrank, nahm die Flasche heraus und zwei Wassergläser. Am Schminktisch füllte ich eines davon und trank es sofort aus. Erst dann drehte ich mich zu Tillhaus um. „Von mir aus bedienen Sie sich“, sagte ich unfreundlich.

Er hockte auf der Couch und hatte das nachdenkliche Grinsen im Gesicht, das ich so an ihm haßte. Er war nicht groß. Sein Haar stand struppig und blond vom Kopf ab und war an den Schläfen grau. Wie immer trug er einen zerknitterten Anzug, ein nicht ganz sauberes Hemd und eine nachlässig gebundene, buntkarierte Krawatte.

„Auf Ihr Wohl!“ sagte er und trank.

„Das können Sie sich sparen.“

„Trotzdem!“ sagte er ungerührt. „Auf ein weiteres, erfolgreiches Leben, alter Junge!“

Ich nahm ihm die Flasche aus der Hand und goß mir nach. „Wie meinen Sie das?“

„Als begabter Künstler“, antwortete Tillhaus spöttisch, „sowie auch in finanziellen Angelegenheiten. Möge das neue Lebensjahr Ihnen ein fünftes Auto, ein zweites geheiztes Schwimmbassin und einen kleinen Oscar aus den USA einbringen…“

„Hören Sie auf!“ fuhr ich ihn an. Doch es rührte mich seltsam, daß gerade er an meinen Geburtstag gedacht hatte. Vierundvierzig Jahre! Kein angenehmer Gedanke…

Tillhaus schnippte mit dem Zeigefinger gegen die Flasche. „Ausgezeichnet, der Whisky. Nur trinken Sie zuviel davon, Trent!“

„Glauben Sie? Und wenn – was geht das Sie an?“

„Nichts“, gab er zu und zündete sich eine Zigarette an. Ich konnte im Spiegel sehen, wie er den Rauch tief in die Lungen einatmete und langsam wieder ausstieß. Plötzlich sagte er:

„Eigentlich müßten Sie doch ein glücklicher, zufriedener Mensch sein, Trent. Aber Sie sind es nicht!“

„Behaupten Sie etwa von sich, glücklich zu sein, Tillhaus?“

Langsam sagte er: „Ich habe keine Villa, Trent, und auch keinen weißen Sportwagen. Und im Hinterhof des Hauses, in dem ich wohne, gibt es kein Schwimmbassin, sondern nur einen Haufen schreiender, schmutziger Kinder. Ich habe einen Beruf, der mir Zeit läßt zum Nachdenken. Ich besitze zwei Anzüge, einen alten Volkswagen und zweitausend Mark, die ich für alle Fälle gespart habe. Ab und zu finde ich auch mal eine Freundin. Ob ich glücklich bin?“ Er zündete sich umständlich eine neue Zigarette an. „Ich weiß es nicht recht. Aber ich bin nicht unglücklich. Und ich bin zufrieden!“

Darauf wußte ich nichts zu erwidern.

„Sie jedoch sind unglücklich“ fuhr er unbarmherzig fort. „Sie trinken zuviel, und…“

Weiter kam er nicht.

Die Tür flog auf. Vor uns stand Barbara Fritzen – jung, blond, vollbusig und erregt atmend.

„Ich muß dich sprechen, Alexander!“ stieß sie hervor.

„Mach die Tür zu“, sagte ich ruhig und faßte nach dem Whiskyglas.

„Am besten verschwinde ich jetzt“, meinte Tillhaus feixend.

„Bitte bleiben Sie“, sagte ich, ließ Barbara nicht aus den Augen und leerte mein Glas.

Die Fritzen war noch nicht siebzehn Jahre alt und spielte eine Nebenrolle in unserem Film. Vor vier Monaten hatte sie mir erzählt, daß sie achtzehn sei. Mein Pech war, daß ich es ihr geglaubt hatte.

Tillhaus saß wieder auf der Couch und bewunderte von dort aus die Beine des Mädchens. Barbara beachtete ihn gar nicht.

„Ich will allein mit dir reden!“ erklärte sie jetzt. „Schick diesen Herrn weg.“

„Dieser Herr bleibt hier!“ Ich genehmigte mir noch einen Whisky und stellte die leere Flasche auf den Boden.

Für Sekunden sah es so aus, als wollte sie auf mich losgehen. Doch sie beherrschte sich. „Also gut. Aber es wird dir leid tun!“ sagte sie nur.

„Mein liebes Kind“, erwiderte ich, während ich das dringende Bedürfnis verspürte, mit dem Glas nach ihr zu werfen. „Es tut mir bereits leid!“

Sie gab ein schrilles, hartes Lachen von sich, das gar nicht zu ihrem Alter paßte. Schnell, mit kurzen Schritten, trat sie vor mich hin. „Hast du mir in Jugoslawien gesagt, daß du mich liebst– oder nicht?“

„Ich habe nie etwas derartig Blödes gesagt.“

„Dafür gibt es Zeugen!“

Mir reichte es. Ich sagte: „Du langweilst mich, Mädchen!“ Dann stand ich vom Stuhl auf.

Ich rechnete nicht damit, daß sie zuschlagen würde. Sie tat es. Sie schlug blitzschnell und kräftig mit dem Handrücken nach meinem Gesicht, und ich spürte ihren Ring unter dem rechten Auge. Es war wie ein Hammerschlag.

Danach begann sie mich in einer nicht wiederzugebenden Weise zu beschimpfen. Lopetz hatte mir einmal erzählt, daß er sie auf der Reeperbahn in Hamburg entdeckt hatte. Jetzt merkte man es.

Ehe Barbara zum zweitenmal zuschlagen konnte, hatte ich ihre Oberarme gepackt und sie vor mir her zur Tür geschoben. Sie hörte nicht auf zu schreien, versuchte nach meinen Schienbeinen zu treten und mich mit ihren langen Nägeln zu kratzen. Als ihr das nicht gelang, spuckte sie.

Tillhaus war aufgesprungen und riß die Tür weit vor uns auf. Ich nahm einen Anlauf und stieß das kleine Ungeheuer auf den Gang hinaus. Sofort warf Tillhaus die Tür zu und drehte den Schlüssel herum.

„Reizendes Mädchen!“ sagte er grinsend.

Ich preßte ein Taschentuch gegen die Wunde, die Barbaras Ring in meinem Gesicht hinterlassen hatte. Draußen im Gang war immer noch ihr Geschrei. Schließlich begann sie mit Füßen und Fäusten gegen die Türfüllung zu hämmern.

„Wie kommen wir jetzt hier raus?“ fragte Tillhaus.

Ich trat zum Telefon und wählte die Nummer des Pförtnerhauses.

„Ja?“ knurrte eine tiefe Männerstimme am anderen Ende.

„Trent“, sagte ich. „Schicken Sie mir zwei kräftige Männer. Vor meiner Garderobe steht eine junge Dame, die mich gerne umbringen möchte.“

„Wird gemacht, Herr Trent.“

Ich legte den Hörer zurück. Vor dem Spiegel des Schminktisches säuberte ich die Wunde unter dem Auge und klebte einen Streifen Heftplaster darüber. Der Lärm vor der Tür hatte noch immer nicht aufgehört.

Tillhaus hockte wieder auf der Couch. „Großartig!“ sagte er ernst. „Mit dem Ding im Gesicht und dem Rollkragenpullover sind Sie mir fast sympathisch!“

Das erinnerte mich daran, daß ich noch nicht umgezogen war. Ich trug das Kostüm, in dem ich filmte: alter, dunkler Pullover, Cordhosen und Segeltuchschuhe. So hatte sich Hagel, der Drehbuchautor, einen Mietbootbesitzer vorgestellt.

Das Gehämmer vor meiner Garderobentür brach plötzlich ab. Eine rauhe Männerstimme knurrte unverständlich, das Mädchen antwortete kreischend. Dann ein schriller Schrei, der sofort erstickt wurde, und das Getrampel schwerer Stiefel. Die Geräusche wurden leiser und verloren sich im Gang.

„Jetzt nichts wie weg!“ murmelte Tillhaus. Wir verließen die Garderobe und schritten den Gang entlang bis zu der Eisentür, die direkt ins Freie führte. NOTAUSGANG stand in Leuchtschrift darüber.

*

Draußen hatte die Dämmerung begonnen. Es war kühl, doch es roch bereits nach Frühling, nach frischem Gras und ersten Blumen. Wir gingen an der hohen, fensterlosen Hallenmauer entlang bis zum Haupteingang. Hier parkte mein Sportwagen.

Tillhaus kletterte schweigend auf den Mitfahrersitz und lehnte sich zurück. Ich fuhr durch das Filmgelände bis zum Pförtnerhaus. Dort mußte ich anhalten, bis man mir die Schranke öffnete.

„Wo soll ich Sie absetzen?“ fragte ich Tillhaus.

Er machte: „Hm…“

„Ich fahre nach Hause!“ sagte ich gereizt.

„Ihre Prachtvilla stört mich nicht – wenn ein guter Whisky da ist.“

Bis zum Haus redeten wir nicht mehr.

Josef, der alte Gärtner, öffnete mir das Parktor, ehe ich aussteigen und es selbst tun konnte.

„Guten Abend, Herr Trent, guten Abend.“ Er tippte mit zwei gichtkrummen Fingern an den Hutrand und grinste zahnlos.

Vom Haus, hinter dem Schwimmbassin und dem Rasen, kamen undeutliche Musikgeräusche. Mehr als fünfzehn Autos parkten hintereinander am Wegrand. Ich ahnte, was das zu bedeuten hatte.

„Und meinen Glückwunsch – meinen Glückwunsch, Herr Trent“, nuschelte Josef gebeugt am Wagenfenster. Er streckte die Hand zu mir herein.

Ich drückte sie ihm und zeigte dann auf die Reihe der im Mondschein schimmernden Kraftwagen. „Wer hat die Leute eingeladen, Josef?“

„Die gnädige Frau, Herr Trent, die gnädige…“

„Schon gut.“ Ich gab Gas und ließ den Alten stehen.

Tillhaus sagte spottend: „Sie sind ein armer Mann, Trent. Nicht einmal Ihren Whisky dürfen Sie allein austrinken. All die lieben, netten Gäste…“

„Steigen Sie lieber aus und machen Sie die Garagentür auf“, unterbrach ich ihn.

Wir gingen durch die Seitentür ins Haus.

Die Diele war leer, alle Lichter brannten. Aus der Glastür zur Wohnhalle, die halbgeöffnet stand, drangen Stimmen. Ein Lautsprecher grölte überlaut, dazwischen Lachen und Gläserklirren.

Meine Geburtstagsparty!

„Na, was wünschen Sie noch mehr, alter Junge?“ grunzte Tillhaus schadenfroh.

„Zehn Kilo Dynamit“, antwortete ich mit zusammengebissenen Zähnen.

Hinter uns, vom Küchendurchgang, kam ein Räuspern. Ein sehr dezentes Räuspern. „Guten Abend, Herr Trent“, sagte eine sanfte Stimme.

„'nabend, Georg.“ Ich hatte mich umgewandt und nickte dem kleinen kahlköpfigen Mann zu, der in tadel-

RENDEZVOUS DER PROMINENZ:

Café DONEY's, Via Veneto, Rom

Geld und Geist, Anmut und Adel spiegeln sich im Menschenstrom,
der auf dem weltbekannten Boulevard der Ewigen Stadt
vorüberflutet bis zum Morgengrauen . . .
Cafés unter freiem Himmel - wie DONEY's - Prunkläden, Dancings,
Bars, Nachtclubs flankieren die Straßen des jungen, modernen,
eleganten Rom . . . In Italien nimmt die Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR
den ersten Platz unter den aus der ganzen Welt importierten
Marken der Spitzenklasse ein.
Geschmackssichere Kenner auf fünf Kontinenten urteilen:
Die ASTOR repräsentiert verfeinerte Rauchkultur.

DER MANN, DER ZWEIMAL LEBTE

los gebügelten schwarzen Hosen und blütenweißer Jacke vor mir stand. Mein vorzüglicher, zuverlässiger Diener Georg!

Georg hielt ein Silhertablett voller Cocktailgläser mit beiden Händen und machte sein undurchdringlichstes Gesicht. Das tat er immer, wenn er bekümmert war.

„Es ist mir sehr peinlich", murmelte er mit einem Blick zur Wohnhalle hinüber. „Ich versuchte Sie im Atelier zu erreichen und zu warnen, Herr Trent. Aber Sie waren bereits fortgefahren."

„Schon gut." Ich nahm eins von den Cocktailgläsern und trank. Auch Tillhaus bediente sich. Als er das Glas zurückstellte, kicherte er unverschämt. Georg blickte ihn vorwurfsvoll an.

Ich nahm meinem Diener das Tablett ab und drückte es Tillhaus in die Hände. „Wie wäre es, wenn Sie diese Cocktails schon mal hineinbringen würden?" fragte ich ihn.

Der Journalist grinste. „Verstehe, alter Junge. Ich gehe ja schon."

Als er die Diele verlassen hatte, wandte ich mich wieder Georg zu, der schweigend und ratlos seine plötzlich leeren Hände betrachtete.

„Bestellen Sie meinen Gästen, daß ich ihnen einen vergnügten Abend wünsche, Georg. Sagen Sie ihnen, daß ich müde und auf keinen Fall in der Stimmung hin, mir ihr dummes Geschwätz anzuhören. Sagen Sie das!"

„Sehr wohl, Herr Trent." Georgs Gesicht bieb ausdruckslos, und er machte eine seiner kleinen, unnachahmlichen Verbeugungen.

*

In meinem Schlafzimmer im ersten Stockwerk des Hauses brannten die beiden Leuchter über dem großen Wandspiegel. Die Vorhänge an den Fenstern zum Balkon waren nicht zugezogen, und die Tür zum Arbeitszimmer stand auf. Vera, meine Frau, mußte erst vor kurzer Zeit hier oben nach mir gesucht baben. In beiden Räumen lastete der schwere, süßliche Duft ihres Parfums.

Ich hatte mich auf das Bett gesetzt und mir eine Zigarette angezündet. So, wie ich saß, konnte ich den Mond vor den Fenstern sehen. Eine trübe, fahle Sichel, unwirklich und kalt wie alles um mich herum. Ich fühlte mich müde, zerschlagen und unlustig. Fünf Minuten lang hockte ich einfach da, unfähig, einen Entschluß zu fassen.

Nachdem ich die Zigarette ausgeraucht hatte, ließ ich mich in die Kissen zurückfallen. Ich schloß die Augen und versuchte einzuschlafen. Doch ich war nicht ausgezogen, und mein Hirn arbeitete unaufhörlich weiter. Tillhaus fiel mir plötzlich wieder ein. Was hatte er mir in der Garderobe erzählt? *„Ich bin nicht unglücklich. Und ich bin zufrieden!* Seltsam, daß es so etwas noch in meiner Umgebung gab!

Danach dachte ich an Vera. Es war bezeichnend, daß ich dies nur ein paar Sekunden lang tat. Sie war mir längst so gleichgültig wie irgendein Möbelstück in diesem Hause. Sie hatte sich ja auch alle Mühe gegeben, es zu diesem Zustand kommen zu lassen.

Barbara Fritzen? Der Gedanke an sie war so unangenehm, daß ich die Augen wieder aufmachte, um ihn zu verscheuchen.

Schließlich erbob ich micb und ging ins Arbeitszimmer hinüber. Dies war der Raum, der die Möbel und Dinge meiner Vergangenheit beherbergte: holzgetäfelte Wände, Polstertüren, Ledersessel und Bücherwände aus meinem Elternhaus. Unter dem Fenster, schräg zum Zimmer, der schwere handgearbeitete Schreibtisch meines Vaters. Hier, in diesem Zimmer, las ich meine Rollen. Hierhin zog ich mich zurück, wenn ich allein sein wollte.

Ich setzte mich hinter den Schreibtisch und knipste die Stehlampe an. Von unten drang schwach der Lärm meiner Geburtstagsparty herauf, und vor mir, auf der Schreibtischplatte, tickte nervös die goldene Tischuhr, die Vera mir heute morgen – mit dem gleichgültigsten und beiläufigsten Lächeln der Welt – zum Geburtstag geschenkt hatte. Das Ticken begann mir, auf die Nerven zu gehen. Ich hatte schon wieder Sehnsucht nach einem Whisky.

Rechts, in der Wand neben meinem Sessel, befand sich ein kleiner eingebauter Kühlschrank. Ich öffnete die Schranktür und griff nach der ersten Flasche, die ich erreichen konnte. Georg, mein vorzüglicher Diener, hatte Eiswürfel und frische Gläser bereitgestellt.

Es klopfte. Die Messingklinke der Polstertür wurde herabgedrückt.

Kommen Sie schon, Tillhaus", knurrte ich dahei, und füllte zwei Gläser.

Der Journalist trat zu mir ins Zimmer, die Hände in den Taschen seiner ungebügelten Hose, eine Zigarette im Mundwinkel. „Hallo, Trent!" sagte er. „Vera hat mich beauftragt, Sie zu suchen."

„Dachte ich mir. Und was ist los?"

Er deutete mit dem Daumen nachlässig nach unten. „Es ist Ihren lieben Gästen ein Bedürfnis, Ihnen noch vor Mitternacht die Hand zu schütteln."

„Mir aber nicht!"

Tillhaus überhörte das. Nach einem Blick auf seine Armbanduhr fügte er hinzu: „Wir haben also noch sechzehn Minuten Zeit, Trent."

Er setzte sich mir gegenüber, trank und sah mich lange schweigend und nachdenklich an. Plötzlich schüttelte er einige Male den Kopf.

„Manchmal ist es verdammt schwer, euch große Stars zu ertragen, Trent!" sagte er.

„Wer hat Sie eigentlicb dazu aufgefordert?"

„Niemand", gab er zu.

„Und außerdem ist da ein Unterschied", sagte icb und wollte es ihm klarmachen. Aber ich kam nicht dazu.

Tillhaus sah mich höhnisch an. „Sie machen mir Spaß, Trent. Sie bilden sich doch nicht ein, daß Sie anders oder besser sind als die anderen da unten?" Er lachte hart und böse auf. „Ein Unterschied, ja", fing er wieder an. „Aber nur ein ganz kleiner Unterschied, alter Junge. Wollen Sie ihn wissen?"

„Nein."

„Sie werden aber nicht darum herumkommen, mir zuzuhören!"

Er beugte sich vor. „Die da unten haben nämlich kein Hirn, Trent – und wenn sie eins besäßen, so hätten sie's längst versoffen. Sie aber haben noch Verstand. Und deshalb wissen Sie ganz genau, was Sie aus sich ge-

macht haben. Die anderen wissen es nicht. Das ist der Unterschied! Nicht bedeutend, wie?"

Sein Gesicht war dicht vor mir. So ernst hatte ich ihn noch nie gesehen. Ich blickte fort und faßte nach meinem Glas.

„O bitte sehr – saufen Sie ruhig weiter!" Tillhaus stellte die Flasche krachend vor mich hin. „Spielen Sie nur weiter die Rolle des unverstandenen, vom Leben angeekelten, großen Künstlers! Versaufen Sie den Rest ihres Verstandes, genauso wie die anderen da unten. Wissen Sie was, Trent? Sie kotzen mich an!"

Dann stand er auf und ging wortlos hinaus.

*

Kurz vor Mitternacht verließ ich heimlich das Haus.

Ich brauchte keine zwanzig Minuten bis zur Stadtmitte. Es hatte zu regnen begonnen, und die Straßen waren leer und bunt von unzähligen Lichtern, die sich auf dem nassen Asphalt spiegelten.

Langsam ließ ich den Wagen die Ludwigstraße hinunterrollen. Lauras kleine Bar fiel mir ein. Ich fuhr schneller.

Lauras GRÜNE SIEBEN war eine dämmrige, an sich ziemlich anspruchslose Kneipe in einer der dunklen, stillen Nebenstraßen Schwabings. Über dem Eingang leuchtete eine giftgrüne „7".

Ich parkte meinen Wagen links hinter dem Lokal auf einem kahlen Hof. Es standen keine anderen Wagen dort. Ein verbeultes Blechschild unter einer trüben Lampe pries billiges Benzin an. Aus einem Fenster der Hausrückwand über dem Schild kam Babygeschrei.

Ich ließ meinen Mantel zurück und verschloß den Wagen. Langsam schlenderte ich durch den Regen zum Bareingang. Das Kind schrie noch immer. Ich ahnte plötzlich, daß auch Laura und ihre GRÜNE SIEBEN meinen Gemütszustand nicht ändern würden.

Aber dann ging ich doch hinein.

Laura lehnte an der Wand hinter der leeren Bartheke aus rotem Fichtenholz und träumte mit halbgeschlossenen Augen. „Nun, großer Star?" fragte sie, als ich hereinkam. Ihre Stimme war rauh und warm, mit einem Anflug von Spott darin.

Ich hörte Laura gern sprechen. Einmal mußte sie eine schöne Frau gewesen sein. Jetzt war sie älter geworden, und man sah es.

„Einen Scotch, Laura – irgendeinen. Und ein zweites Glas für dich, wenn du willst."

„Ich sage nicht nein."

An der Wand, zwischen den Toilettentüren, klingelte die Glocke eines Glücksspielautomaten. Gleich darauf spuckte er unter lautem Scheppern eine Anzahl Münzen aus.

Das Geräusch ging mir auf die Nerven. Ich drehte den Kopf zur Seite und sah auf den Rücken eines großen blonden Mannes, der eben eine neue Münze in den Apparat steckte. Sein Anzug war ungebügelt und an den Hosenrändern ausgefranst. Auf einem der vier Tische, im Hintergrund der Bar, stand das halbgeleerte Bierglas des Glücksspielers.

Ich blickte zu Laura hin, und Laura zuckte mit den Schultern. Sie machte eine Kopfbewegung zu dem Mann hinüber.

„Italiener", erklärte sie halblaut. „Hat früher einiges Geld hiergelassen. Jetzt nur Schulden – zweihundert Mark! Ich gehe ihm nichts mehr."

Plötzlich stand der Mann neben mir vor der Bartheke, sein leeres Bierglas in der Hand.

PRINCESS

SEIFE NACH REZEPT №37

Freunden bester Körperpflegemittel sind Art und Qualität unserer Erzeugnisse seit langem vertraut. Ihnen allen bieten wir jetzt eine Seife an, in der sich gediegenes Können mit dem besten Stil unserer Zeit verbindet. PRINCESS ist eine reine und echte Seife, hergestellt nach unserem Rezept No. 37 aus nur allerfeinsten, veredelten Rohstoffen. Die Fabrikation wird von den Inhabern unseres Hauses persönlich überwacht, wobei streng darauf geachtet wird, daß der Seifenkörper nur solche Bestandteile enthält, die auch sehr empfindlicher Haut zuträglich sind. PRINCESS-Seife schäumt ganz besonders gut und jedes Stück ist voll durchparfümiert, so daß der feine Duft bis zuletzt erhalten bleibt. PRINCESS ist nicht nur eine Seife, sondern zugleich auch ein vorzügliches Schönheitsmittel, das in jeder Hinsicht unsere besondere Empfehlung verdient.

PRINCESS *wird nur in Fachgeschäften geführt* · DM -,95
Badegröße DM 1,40

Der Tradition verpflichtet – im Stil unserer Zeit

Dralle

GEORG DRALLE PARFÜMERIE- UND FEINSEIFENWERKE HAMBURG

FABRIKATIONSSTÄTTEN IN: BELGIEN · CEYLON · COSTARICA · DÄNEMARK · DOMINIKANISCHE REPUBLIK · FINNLAND · INDIEN · INDONESIEN · ITALIEN · NICARAGUA · NORWEGEN · ÖSTERREICH · PAKISTAN · PERU · SCHWEIZ · SINGAPORE · THAILAND · UNION VON SÜDAFRIKA · VENEZUELA

P 1103

DER MANN, DER ZWEIMAL LEBTE

„Noch ein Bier, schöne Frau." Seine Aussprache war fast ohne Akzent.

Laura schüttelte den Kopf.

„Bitte!" sagte der blonde Italiener leise, fast schüchtern. „Nur noch eins, Signorina!"

Er stand so vor mir, daß ich ihn genau betrachten konnte. Er trug einen Bart, dunkelblond und dicht wie sein Kopfhaar. Seine Hände waren ausdruckslos und klein. Sie wirkten – im Gegensatz zu seiner Größe und den breiten Schultern – kraftlos. Graublaue Augen und ein ovales, gutgeschnittenes Gesicht, das etwas zu weich wirkte – doch nicht unsympathisch. Er mochte in meinem Alter sein, vielleicht um ein paar Jahre jünger. Mich schien er bis jetzt überhaupt nicht bemerkt zu haben.

„Tut mir leid", hörte ich Lauras Stimme sagen. „Sie schulden mir seit sechs Wochen Geld für Getränke, Herr Bonelli. Ich kann's einfach nicht mehr machen. Ich hab's auch sonst nie gemacht. Sie waren eine Ausnahme. Aber jetzt..."

Der Mann, der Bonelli hieß, biß sich auf die Unterlippe und starrte auf das leere Bierglas in seiner Hand. Er tat mir leid.

„Trinken Sie einen Whisky mit mir", sagte ich, angelte über die Theke hinweg nach einem frischen Glas und füllte es aus der Flasche. „Eis?"

Sein Gesicht, das er mir langsam zuwandte, war angespannt. Er nickte. Wortlos nahm er das Glas und trank es aus, ohne abzusetzen. Tief aufatmend ließ er sich dann neben mir auf einem Hocker nieder. „Grazie!" murmelte er und blickte an mir vorbei zur Wand.

Auch ich leerte mein Glas. Danach goß ich ihm und mir neuen Whisky ein. Wieder tranken wir, und er dankte stumm mit einem kurzen Nicken.

„Ich bin pleite", sagte er plötzlich. „Wissen Sie, wie das ist, wenn man keine Mark mehr hat?"

„Nein." Irgend etwas in mir fühlte sich für seinen Zustand mitverantwortlich. Wahrscheinlich lag es am Alkohol. Ich zog alle Geldscheine aus der Tasche, die ich gerade bei mir hatte, legte sie neben die Whiskyflasche auf die Theke und zählte sie flüchtig. Es waren ein paar hundert Mark.

„Was halten Sie von diesem Häufchen Geld?" fragte ich.

Er gab keine Antwort. Auf seinen Wangen erschienen rote Flecken. Hastig fuhr er sich mit der Zungenspitze über die Lippen.

„Ich schenke sie Ihnen", sagte ich. „Nehmen Sie schon!"

„Nein." Seine Stimme klang gepreßt. Er blickte mich an, und dann wieder das Geld. Plötzlich legte er rasch seine Hand auf die Scheine. „Sie leihen es mir!"

„Auch gut." Sein völlig grundloser Stolz reizte mich zum Lachen.

Er schob das Geld in die Tasche seiner alten, ausgebeulten Hose und murmelte: „Ich zahle Ihnen jeden Pfennig zurück – jeden Pfennig..."

„Jetzt trinken wir erst noch ein Glas", sagte ich, um ihn abzulenken. Doch er hatte schon seinen grauen italienischen Paß aus der Jackentasche gezogen und legte ihn vor mich auf die Bartheke. „Meinen Ausweis. Sie werden ihn behalten, bis ich alles zurückbezahlt habe."

„Unsinn." Ich schob ihm den Paß zu. „Stecken Sie das Ding weg und trinken Sie noch einen mit mir."

Er schüttelte heftig den Kopf und begann von neuem auf mich einzureden.

Ich hörte nicht mehr darauf. Die Eingangstür des Lokals hatte ein Geräusch gemacht. Ich wandte den Kopf.

Ein Mädchen stand dort. Es trug einen großen Korb mit roten Nelken am Arm und lächelte schüchtern. „Guten Abend", sagte das Mädchen leise.

Niemand antwortete. Laura, die sich inzwischen an einen Tisch zu anderen Gästen gesetzt hatte, stand auf und nickte dem Mädchen zu, während sie wieder hinter ihre Theke ging.

Ich beobachtete das Blumenmädchen, das zum ersten Tisch getreten war. Es mochte achtzehn, höchstens neunzehn Jahre alt sein, war mittelgroß und hatte fast bronzefarbene Haut. Das Haar war kastanienbraun und die Augen dunkel und groß. Sie trug ein grünes, billiges Wollkleid, das die Arme frei ließ, und an den Füßen Holzsandalen mit hohen Absätzen, denkbar ungeeignet für die kalte Regennacht.

Auch ein hübsches, junges Mädchen, überlegte ich. Es gab zu viele davon! Ich wandte mich ab und trank von meinem Whisky. Zum Teufel mit den Weibern...

Und dann, ganz unvermittelt, stand das Mädchen neben mir. Es lächelte sein schüchternes, kleines Lächeln.

„Nelken, der Herr?"

Ich sah das Mädchen an und hatte eine verrückte Idee. „Wie heißen Sie?" fragte ich und setzte mein altbewährtes Grinsen auf. Wohlmeinende Kritiker nannten es manchmal das berühmte Trent-Lächeln: Eine ziemlich blöde Mischung aus Draufgängertum und hintergründiger Melancholie. Ich hatte Jahre gebraucht, um es zur Perfektion zu bringen. Es hatte mich zum Millionär gemacht, dieses Grinsen.

Das Mädchen antwortete: „Ich heiße Maria." Ihr Blick war plötzlich abweisend und mißtrauisch.

Doch ich gab nicht auf. Ich war betrunken und unvorsichtig.

„Ein Glas Whisky, Maria?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Einen Kaffee vielleicht?"

„Wollen Sie Nelken kaufen oder nicht?"

„Natürlich will ich.." Mein Grinsen fror ein. Noch nie hatte ich mich so hoffnungslos und ohne Erfolg um die Sympathie eines jungen Mädchens bemüht. Ich fing an zu stottern.

„Die Sache ist nämlich – hm – ich habe zufällig im Moment, im Moment kein Geld in der Tasche, Maria." Das stimmte; ich hatte ja alles diesem Bonelli gegeben.

Ihr hübsches Gesicht blieb ohne Bewegung. Sie bückte sich, hob den Blumenkorb vom Boden und wandte sich wortlos dem Ausgang zu.

„Augenblick mal..." Ich rutschte vom Hocker und faßte nach ihrem nackten, festen Arm.

Ihre großen, dunklen Augen blickten mich an, erstaunt, ein wenig traurig. Da versuchte ich sie zu küssen. Es war das Dümmste, was ich in der Situation tun konnte.

(Fortsetzung folgt)

EXPORT

Qualitätscigarette für den Weltmarkt

Inlandspreis
20 Stück
DM 1.75

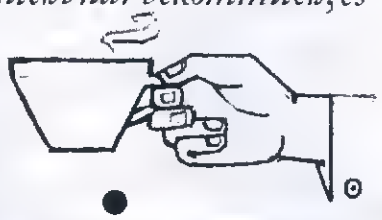
Fotografiert für PEER EXPORT: Tadsch Mahal

Neu und einmalig:
Eine deutsche Export-Cigarette – original in der internationalen 20-Stück-Packung – zum Inlandspreis von DM 1,75. Bestimmt für den weltoffenen Raucher diesseits und jenseits der Grenzen:
PEER EXPORT – ihr Feld ist die Welt!

© Copyright 1961/Z41

Gesund wie das tägliche Brot

Jede Tasse Kathreiner ist eine Tasse Gesundheit. So sagten unsere Väter, und so werden noch unsere Enkel sprechen. Sebastian Kneipp gab uns diesen herzhaften, reinen Malzkaffee. Er war mit seinem Rat schon immer vorausschauend modern. So lebt jeder, der heute Kathreiner trinkt, für seine Gesundheit von morgen. Er lebt mit der Jugend. Denn dieses schlichte und doch so wohlschmeckende Getränk ist nicht nur bekömmlich, es ist auch modern: heute noch seiner Zeit voraus.

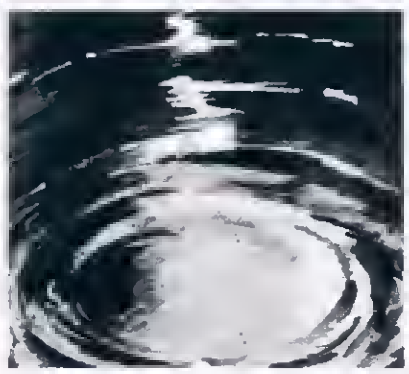


Kathreiner

BEROLINA-Qualitätsschuhe, modisch immer führend, für Damen, Herren und Kinder, sowie Lederwaren, Uhren und Geschenkartikel, gegen 10 Wochen- oder 3 Monatsraten, mit Umtauschgarantie und Rückgaberecht. Keine Vorauszahlung. Fordern Sie kostenlos unseren großen farbigen Katalog D 61 an.

BEROLINA

VERSAND · BERLIN SW 61 · POSTFACH



Lecithin zieht große

Kreise. Wissenschaftler **erforschen** und **verordnen** — Staatsmänner **nehmen** Lecithin. Das Kurkonzentrat ist

Dr. Buer's
Reinlecithin
nährt nerven nachhaltig

Roman einer Ausgrabung von Lawrence Bachmann

DAS TAL DER KÖNIGE

Hank Barton vermutet, daß der Händler Abdel Rusal ihn nachts ins Tal der Könige gefahren hat, um ihm hier die Schätze zu zeigen. Er weiß aber nicht, ob er zuvor unter den Einfluß einer Droge gesetzt worden ist, denn der nächtliche Ausflug ist ihm nur noch schemenhaft in Erinnerung geblieben. Mit Mary zusammen versucht er Klarheit über den tatsächlichen Ort des Kunstschätzelagers zu finden. Beide sind mit einem Jeep ins Tal der Könige gefahren und suchen jetzt nach der Höhle.

Der Aufstieg war, von der Hitze abgesehen, nicht schwierig. Es gab genügend verwitterte Stellen und Spalten, in denen wir bequem Fuß fassen und uns so langsam hinaufarbeiten konnten. Unangenehm war es nur, wenn wir uns an dem heißen Felsen mit den Händen festhalten mußten. Mein Hemd war schon klatschnaß, aber Mary, die voranging, hielt nicht an. Unbeirrt strebte sie dem dunklen Fleck in der Felswand zu.

Wir waren unserem Ziel schon sehr nahe. Vorsichtig beachtete ich jeden Fußtritt, da schrie Mary plötzlich auf. Ich hörte ein merkwürdiges Geräusch, als klappten Kastagnetten zusammen. Dann tauchte ein Schatten auf, noch einer und wieder einer. Ich stürmte zu Mary; sie schlang die Arme um mich und verbarg ihr Gesicht an meiner Brust.

„Entschuldige", schluchzte sie. „Ich bin so erschrocken."

„Mir geht es nicht besser", sagte ich und sah auf die über uns kreisenden Vögel. „Ich bin auch erschrocken."

Die Geier mit ihren weitausgebreiteten Schwingen sahen wie kleine Flugzeuge aus. Sie kreisten, ohne mit den Flügeln zu schlagen, und ließen sich von dem heißen Aufwind treiben, der von der Talsohle zur Felswand hinaufstrahlte und von dort reflektiert wurde. Sie starrten uns an, die langen Hälse zu uns heruntergebogen, die scharfen Schnäbel drohend auf uns gerichtet.

„Bleib hier", sagte ich zu Mary, die immer noch zitterte. „Ich werde nachsehen."

„Nein!"

Ich stritt nicht mit ihr. Diesmal aber ging ich voraus. Es waren nur noch ein paar Meter bis zu der Öffnung. Es stank ekelhaft nach verfaultem Fleisch. Wir brauchten nicht lange, um den Platz zu untersuchen. Es war eine Einbuchtung, die mit Abfällen aller Art, Konservendosen, Kleiderfetzen, Pelzen und Gebeinen kleiner Tiere bedeckt war. Sowie wir uns mit dem Gesicht vom Tal abwandten, kamen die Schatten näher. Dann drehte ich mich herum, schwang die Arme und schrie. Erschrocken flogen die riesigen, schwarzen Abfallsammler davon, umkreisten und bewachten uns aber ständig. Schnell stiegen wir wieder hinab. Der Jeep schien uns freundlich anzulächeln.

Ich wendete den Wagen und fuhr langsam am Felsen entlang. Wir sprachen zwar nicht davon, aber es war ersichtlich, daß die Raubvögel uns beide sehr erschreckt hatten. Sie schienen ein böses Omen zu sein. Ich versuchte, unsere Gedanken in eine andere Richtung zu lenken, erzählte vom Leben in den Vereinigten Staaten, von den verschiedenen Orten, in denen ich gewesen war und gearbeitet hatte. Wir sprachen von Plätzen, an denen wir

gern leben möchten, aber unsere Unterhaltung war zerstreut und schleppte sich infolge der Hitze und angesichts der Felsen und der Tatsache, daß es immer später wurde, schwerfällig dahin.

Ich mußte den Zug noch erreichen, obwohl ich wußte, was Mary fürchtete. Ich war nicht gerade glücklich darüber, in Abdel Rusals sorgfältig aufgestellte Falle tappen zu müssen und konnte nur hoffen, den Zug in Kairo noch einmal lebendig zu verlassen. Aber es gab keine andere Möglichkeit. Mein Blick auf den Koloß in der Ferne erinnerte mich an mein Gelübde.

Mary bemerkte meine innere Unruhe. Sie bemerkte auch, daß ich nicht mehr auf die Felswand, sondern nach der anderen Seite blickte, zum Fluß hinüber.

„Hattet ihr hier euer Lager, als ihr das Pharaonengrab entdecktet, Hank?" fragte sie.

Ich nickte. Wir waren jetzt ganz in der Nähe dieses Platzes. Aber nichts deutete darauf hin, daß hier einmal ein Lager gewesen war, nichts erzählte mir vom Boss, von Spike, von Happy und von Junior. Es war nur ein brauner, staubiger Graben von vielen in dieser Stadt der Toten.

Wir fuhren weiter. Ich blickte wieder auf die Felswand. Sie war so steil, daß sie innerhalb weniger Augenblicke plötzlich im Schatten lag, als die Sonne nach Westen ging. Nun war es leichter, die Wand zu betrachten, aber auch schwieriger, eventuelle Höhlen zu entdecken.

Das hatten wir schon zu spüren bekommen; denn hier und da waren wir vergeblich in den Fels geklettert. Der Schatten der Wand schob sich immer weiter über den Talboden. Ich beschloß, nach Luxor zurückzukehren, sobald auch der Koloß nicht mehr im Bereich der Sonne stand. Ich mußte ja noch packen und rechtzeitig den Zug erreichen.

Plötzlich streckte Mary die Hand aus; noch ehe der Jeep hielt, sprang sie heraus. Ich stellte den Motor ab und folgte ihr. Wir standen dicht am Fuß der Felswand und reckten die Hälse nach oben. Sie deutete auf eine Stelle dicht unter dem Gipfel, eine auffällige Gesteinsschicht oberhalb und unterhalb einer Öffnung – wenn es eine Öffnung war.

Ich wollte eigentlich nichts mehr unternehmen. Es war spät und wir hatten schon genug schwierige Aufstiege hinter uns. Ich erinnerte Mary auch daran, daß ich für die Nacht im Zug fit sein mußte.

Diese Mahnung rief ihren Widerstand hervor. „Los!" sagte sie, „du wirst sehen, es gibt sicher genügend Spalten und Stufen, die uns den Aufstieg erleichtern. Von hier sieht es natürlich aus, als ob wir nie hinaufkämen."

Ich blickte noch einmal ins Tal zurück, die Schatten wuchsen schnell wie eine Meeresflut, aber den Koloß hatten sie noch nicht erreicht. „Ich hoffe, du hast recht", sagte ich. „Von hier sieht es allerdings unmöglich aus."

„Nimm das Seil mit", schlug sie vor. „Vielleicht brauchen wir es, vielleicht auch nicht."

„Hoffentlich nicht", sagte ich und ging zum Jeep. Ich hätte gern die Lampen zurückgelassen; sie hatten uns

Jeder Zoll ein Herr – elegant in Wolle!

Herren-Kleidung aus Wolle mit SIROSET-Dauerbügelfalte führen u. a. folgende Bekleidungshäuser:

Amberg/Opf.
Alfons Helm, Georgenstr. 8
Leo Keuchel KG., Am Bahnhof
Berleburg
Bekleidungshaus Beetzel oHG.
Buchloe
Textilkaufheus B. Stammel
Cham, Kaufheus Frey
Coburg, Sportheus Hess
Donauwörth
F. X. Bernhuber, Inh. V. Nassl
Donaueschingen
Bekleidungshaus Georg Schmoll
Erlangen
Erlanger Kleiderfabrik, Werner v. Siemens-Str. 9
Kaufhof AG., Hugenottenplatz 6
Garmisch-Partenkirchen
Kaufhaus Karl Hartenstein
Gevelsberg
Kaufhaus Merkur, Mittelstr. 27-29
Greven i. Westf.
Bernherd Ahlert jun.
Gronau i. Westf.
Hugo Emsling Söhne KG., Enscheder Str. 1a
Heidenheim/Brenz
Kaufheus Merkur, Karlstr. 12
Herne
Theodor Althoff, Bahnhofstr. 65
Gebr. Sinn, Bahnhofstr. 37
Hof
Kaufhof AG., Altstadt 30
Ingolstadt
Kaufhaus Merkur, Ludwigstr. 29
Iserlohn
Basse & Uerpmann AG.
Berkenhoff & Rademacher
Kulmbach
Adolf Krebs, Herrenbekleidung
Lüdenscheid
Kaufhof AG., Kölner Str. 1/1e
Textilhaus Alfred Krause
Merktredwitz/Ofr.
Frenz Anders, Markt 20

Wir sagen Ihnen gern, wo Sie an Ihrem Wohnort Kleidung aus Wolle mit SIROSET-Dauerbügelfalte erhalten: Internationales Wolt-Sekretariat Düsseldorf, Graf-Adolf-Straße 25

Wolle: Etwas für Männer mit Herz. Männer, die ihr eigenes Leben leben, die sich selber treu bleiben ... Man spürt's am eigenen Leibe, daß Wolle Charakter hat. Es muß ein Anzug aus Wolle sein – denn auf Wolle kann man sich immer verlassen!

Ein Blick auf die Hose aus Wolle:

Jetzt gibt es Wollhosen mit SIROSET-Dauerbügelfalten. Auch nach starker Beanspruchung und chemischer Reinigung bleiben SIROSET-Dauerbügelfalten für immer tadellos. Achten Sie beim Einkauf auf das SIROSET-Etikett.

Wolle

ist Maßstab für Qualität

80 85 90 95 100

DAS TAL DER KÖNIGE

bei den anderen Aufstiegen immer nur behindert. Aber schließlich war das unser letzter Versuch und ich hatte nicht die Absicht, noch einmal abzusteigen, um sie zu holen, falls wir wirklich eine Höhle finden sollten.

Marys Reithosen waren nicht mehr weiß, sie waren verdreckt und an den Knien zerfetzt. Auch ich war nicht mehr das Bild eines elegant angezogenen Mannes: Meine Schuhe waren aufgerissen, Hemd und Hosen verschwitzt und zerknittert.

Ich nahm das Seil über die linke Schulter, hängte die Lampen in den Hosenbund und ging hinter Mary her. Es war gar nicht so einfach. Wir kletterten eine gute halbe Stunde, bis wir zu der merkwürdigen Gesteinsschicht kamen. Darüber lag der Eingang zur Höhle. Wir kamen bis zu einer Felsspalte, fünf Meter unterhalb unseres Ziels. Dazwischen gab es nur blanken, glatten Stein. Eine Fliege hätte da hinaufklettern können! Wir klammerten uns an einen Felsblock und holten keuchend Atem. Verzweifelt starrten wir zu der Felsplatte vor der Öffnung hinauf.

„Wie sollen wir das schaffen?" fragte ich schließlich.

„Es muß einen Weg geben", sagte Mary. „Wir sind ja nicht am Mount Everest."

„Es kann auch nicht der Mount Everest sein, wenn das die Stelle ist, nach der wir suchen. Vergiß nicht, daß viele schwere und sperrige Gegenstände – einschließlich Hank Barton – in diese Höhle transportiert wurden."

„Sie haben dich vom Fuß der Felswand hinaufgezogen", überlegte Mary.

Ich blickte hinab und schüttelte den Kopf. „Das sind mindestens 60 Meter bis zum Höhleneingang. Es ist eine ziemliche Kraxelei über die Felsen, bis man an eine Stelle kommt, an der man ein Seil festmachen könnte. An diese Kletterei müßte ich mich bestimmt erinnern. Nachts wäre das außerdem unmöglich." Mary antwortete nicht. „Ich glaube, wir sind wieder am falschen Platz", fuhr ich fort. „Laß uns absteigen, solange es noch hell genug ist."

Wieder schwieg sie. Sie hatte einen breiten Dreckstreifen auf ihrer linken Wange, einen anderen auf der Nase. Ihre Fingernägel waren abgebrochen und ein tiefer Kratzer ging über ihren rechten Handrücken. Sie schien das alles nicht zu bemerken, wie sie auch meine Worte nicht gehört hatte. Sie betrachtete den Absturz unterhalb der Öffnung und die steile Wand darüber.

„Hank, sag mal ganz schnell, bist du zu der Höhle hinaufgezogen oder hinabgelassen worden?"

„Hinabgelassen", sagte ich, ohne zu überlegen. Dann dachte ich einen Augenblick nach und fügte zögernd hinzu: „Ich bin nicht ganz sicher."

„Aber ich bin es", sagte sie und richtete sich entschlossen auf. „Es ist der einzige Weg. Du bist von oben hinuntergelassen worden. Die Höhle ist gar nicht so weit vom Gipfel weg. Man kann sie selbst in der Nacht ohne Schwierigkeiten erreichen. Aber niemals von hier aus, Hank, nur vom Gipfel her."

Ich betrachtete die Lage der Höhle noch einmal genau und nickte. „Laß uns absteigen und mit dem Jeep von der anderen Seite des Felsens her auf den Gipfel fahren."

„Das würde viel zu lange dauern", meinte sie. „Außerdem müßten wir dann wieder nach der richtigen Stelle oberhalb der Höhle suchen. Wenn wir aber jetzt auf irgendeinem Weg hinaufklettern, liegt die Höhle direkt unter uns."

Langsam und vorsichtig gingen wir am glatten Fels entlang. Wir stiegen vor und zurück, kamen dabei aber stetig höher. Wenn wir hinabblickten, hatten wir eine großartige Übersicht über das Tal der Könige. Der Jeep sah aus wie ein Spielzeugauto. Ich konnte auch die Stelle unserer Ausgrabung, ja sogar den Eingang zu dem Pharaonengrab deutlich erkennen.

Die Kletterei dauerte länger, als ich erwartet hatte. Mary war geschickter als ich; deshalb ließ ich ihr auch den Vortritt. Manchmal kamen wir an Stellen, die keinerlei Halt boten. Für einen Alpinisten mit der richtigen Ausrüstung wäre es keine Schwierigkeit gewesen. Aber für uns hieß es, wieder zurückzugehen und einen anderen Aufstieg zu suchen, der uns die nötige Sicherheit gab. Wir erreichten den Gipfel etwa vierzig Meter überhalb der Höhle und mußten uns erstmal hinsetzen, um zu verschnaufen. Die Luft hier oben war kühler als zwischen den reflektierenden Felsen. Die Hitze begann auch nachzulassen; denn die Sonne sank und färbte die Wolken am Horizont bereits rot. Ich sah Mary fragend an. Mit aufmunterndem Kopfnicken stand sie auf. Wir gingen durch den Staub auf den Felsgrat. Da, wo wir unter uns die Höhle vermuteten, lagen ein paar Felsbrocken.

„Sieh nur", rief ich. Mary hatte sie zur gleichen Zeit gesehen: die Spuren von Autoreifen zeichneten sich im Sand ab. Sie waren so deutlich, daß sie nicht älter als vierundzwanzig Stunden sein konnten. Wir folgten ihnen bis zu der Stelle, wo der Wagen gehalten hatte, etwa drei Meter vor dem Abgrund.

„Nun brauchen wir nur noch den Punkt zu finden, von dem du mit deinem Fliegenden Teppich gestartet bist", sagte sie.

„Vielleicht haben sie das Seil am Wagen festgemacht und mich so hinabgelassen."

Damit schien Mary nicht einverstanden. Sie blickte umher und deutete schließlich auf einen Felsblock. Ich entdeckte an ihm Hanffasern; also hatte man da das Seil befestigt. Ich nahm das Tau von meiner Schulter, machte meinen besten Pfadfinderknoten, schlang es um den Felsblock und warf es in die Tiefe.

„Glaubst du, daß es lang genug ist?" fragte sie.

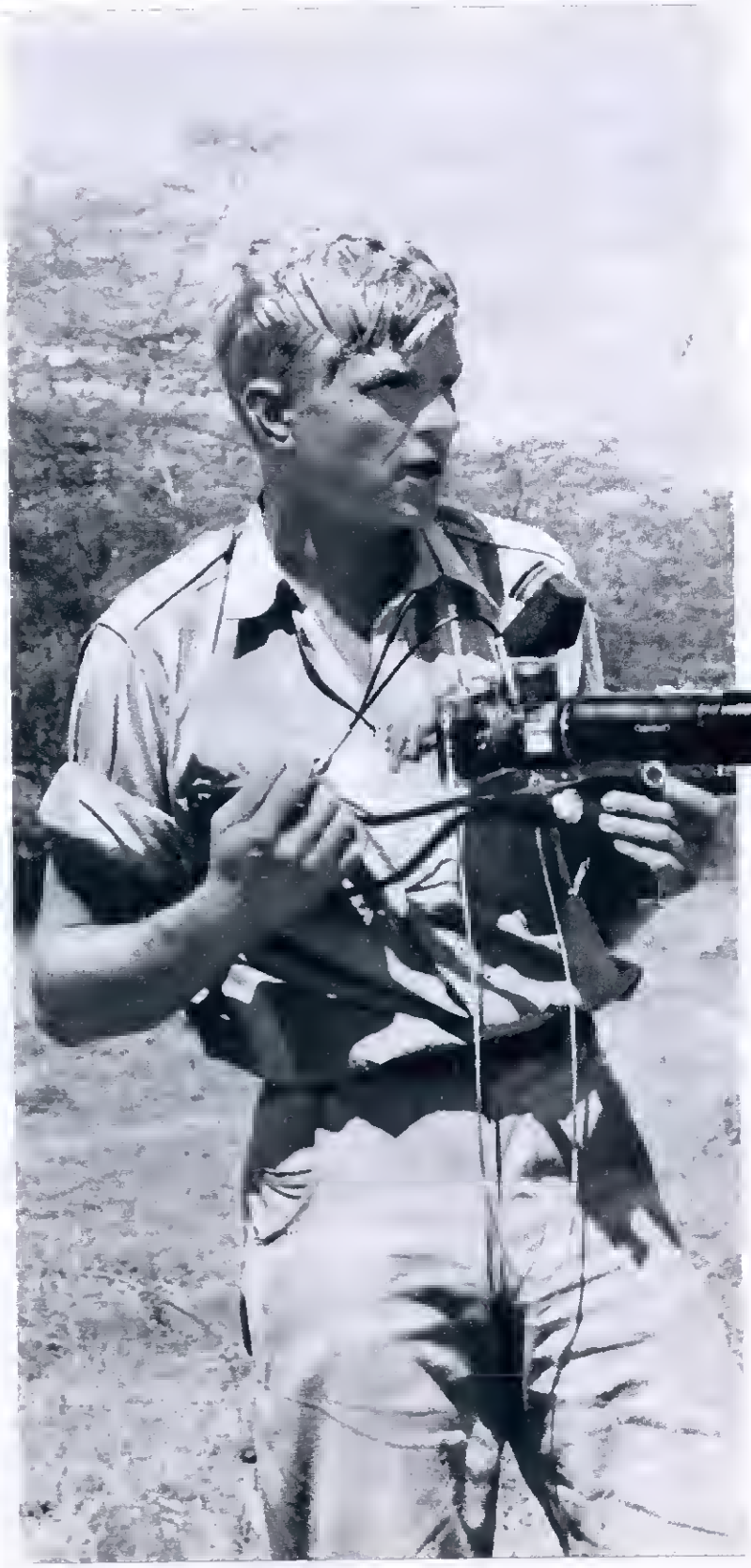
„Bestimmt", antwortete ich und lehnte mich über den Felsen. Unterhalb des Gipfels war ein Vorsprung, so daß ich die Höhlenöffnung nicht sehen konnte. Ich sah nur, daß das Seil hinüberschwang.

„Wie bist du da hinuntergekommen?" fragte Mary.

„Das versuche ich gerade festzustellen", antwortete ich. „Allein habe ich es bestimmt nicht geschafft; denn man muß sich ja zunächst einmal vom Felsen abstützen. Ich nehme an, daß mich jemand auf seine Schultern nahm und daß sie uns beide zusammen hin-

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 30)

„Vor meinem Fenster wartet jeden Morgen Afrika", schrieb Hardy Krüger in sein „Afrikanisches Tagebuch". Mit seiner Frau, Reni (oben), befindet sich Hardy Krüger nicht etwa auf einer touristischen Safari sondern er fungiert im offenen Jeep als Treiber in dem Tierfängerfilm „Hatari". In Drehpausen und nach Drehschluß gehen Hardy und seine Frau auf eigene Kamerajagd, die ihnen manches Abenteuer schenkt



Auf der Momella-Farm unter der schmorenden Sonne Tanganyikas sammeln sich prachtvolle Exemplare der afrikanischen Tierwelt. Hardy verstand sich bald recht gut mit einem Elefantenkind, aber auch ein junger Leopard läßt sich Zärtlichkeiten gefallen.

„HATARI"

heißt Gefahr!

Ein Tierfänger-Film mit
Hardy Krüger, John Wayne
und Elsa Martinelli

Der Mann aus dem Norden wird von den schwarzen Damen in einem Meru-Kraal gebührend bewundert. Hardy mußte seine ganze Diplomatie aufwenden, um den Häuptling nicht zu verletzen, der ihm eine seiner vielen Frauen als sonst willkommenes Gastgeschenk anbot

Dann tauchte ein Schatten auf, noch einer und wieder einer. Ich stürmte zu Mary; sie schlang die Arme um mich und verbarg ihr Gesicht an meiner Brust. Zeichnung: Graziali

DAS TAL DER KÖNIGE

unterließen. So schwer bin ich ja nicht."

„Ich werde dich schon fett kriegen, heute noch fang ich damit an", versprach sie. Wir lachten.

Ich zog an dem Seil und prüfte, ob es festsaß. „Ich steig als erster ab und seh mir mal an, was da unten los ist", sagte ich.

„Vielleicht ist es besser, wenn ich den Anfang mache", meinte Mary, „dann werden wir es wahrscheinlich schneller schaffen. Wenn ich nichts finde, kannst du mir hinaufhelfen. Das wäre für mich schwieriger, obwohl du so wenig wiegst."

Ich zögerte. „Gefällt mir nicht."

„Wenn ich etwas finde, ruf ich dich sofort und du kannst nachkommen", schlug sie vor.

Das war ein vernünftiger Vorschlag, dem ich zustimmte.

„Soll ich dir helfen?" fragte ich.

„Spar nur deine Kraft. Du wirst sie brauchen, um mich wieder hinaufzuziehen." Sie küßte mich. „Das ist kein Lebewohl."

Geschickt schlang sie das Seil um Hüfte und Arm, so daß sie sich Zentimeter um Zentimeter hinablassen konnte. Fast senkrecht stand sie auf der Felswand und verschwand langsam meinem Blick. Ich betrachtete das Tau sorgfältig, um zu sehen, ob es die Belastung aushielt. Es gab nicht nach.

Ich lehnte mich so weit wie möglich über den Felsen, sah aber nur den glatten Stein und darunter das tote, öde Tal, das sich allmählich rot färbte. Die Sonne senkte sich schnell, und die Talsohle lag im Schatten. Ich horchte, konnte aber nichts von Mary hören. Am liebsten hätte ich ans Seil gegriffen, fürchtete aber, daß sie es spüren und dadurch erschrecken könnte.

Wieder prüfte ich das Seil. Da hatte ich plötzlich das Gefühl, als ob sich etwas bewege. Ich sah mich um, aber da war nichts als der steile Absturz ins Tal, und wo kein Felsen, da war nur Staub und Schmutz. Das Seil war nicht mehr gespannt, Mary mußte also jetzt auf der Brüstung vor der Höhle stehen. Dort mußte sie sein, wenn sie nicht ins Tal gestürzt war.

Abermals richtete ich mich auf und sah prüfend um mich, doch nirgends konnte ich etwas entdecken. Meine Augen mußten mir einen Streich gespielt haben. Wahrscheinlich hatte ich sie zu sehr angestrengt, während ich die flimmernden Felsen nach der Höhle abgesucht hatte.

„Hank! Hank!" Mary rief leise, aber klar. „Komm schnell!"

Das war das Signal. Ich hielt mich nicht damit auf, dieselben Vorsichtsmaßnahmen zu treffen wie Mary. Ich nahm das Seil zwischen beide Hände, stemmte meine Füße gegen den Felsen und ließ mich so in die Tiefe. Einen Augenblick lang glaubte ich, wieder den Schatten zu sehen, der sich nun über mir hin und her bewegte, aber das konnte mich nicht mehr daran hindern, hinabzuklettern. Erst später kam mir dieses Bild wieder ins Bewußtsein, wie ein Foto, das man im Entwicklerbad vergessen hat und nach langer Zeit betrachtet. Nach den ersten Metern glitt der Felsen stark zurück. Ich schwang wie ein Uhrpendel in der Luft und es gelang mir nicht, an die Wand zurückzukommen. Hand über Hand ließ ich mich die letzten Meter hinab. Unten stand Mary und hielt das Ende des Seils fest. Sie beobachtete mich aufmerksam und lächelte glücklich.

„Wir haben es gefunden! Wir haben es gefunden!" schrie sie mir entgegen. Mit schmerzenden Handflächen rutschte ich das letzte Stück hinab zu ihr.

Die Brüstung sprang wie eine Lippe aus dem Maul der Höhle, und die drei Felsen, die vor dem Eingang lagen und den Blick vom Tal her versperrten, sahen aus wie drei Zähne in diesem Maul. Die Höhle war nicht auf natürlichem Weg durch Verwitterung oder Erdverschiebung entstanden. Überall konnte man sehen, wo in alter Zeit die Arbeiter ihre Meißel in dem weichen Kalkgestein angesetzt hatten. Der Eingang war fast zwei Meter hoch und anderthalb Meter breit.

„Groß genug, um Sarkophage und ähnliche Dinge hineinzuschaffen", sagte Mary.

„Und sie auch wieder hinauszubringen", fügte ich hinzu. Ich schraubte die Lampen auf, spuckte ausgiebig auf das Karbid, schloß sie wieder und wartete, bis sich das Gas entwickelte. Dann hielt ich ein Streichholz an den kleinen Brenner. Das Gas entzündete sich und wurde zu einer weißen Flamme. Eine der Lampen gab ich Mary. Wir betraten die Höhle. Das Tageslicht reichte etwa sechs Meter in den sich langsam senkenden Gang. Dann wurde das klare und scharfe Licht unserer Lampen die einzige Beleuchtung.

„Kommt es dir bekannt vor?" flüsterte Mary.

Ich schüttelte den Kopf. „Ich kann mich nicht erinnern."

Wir gingen ungefähr zwölf Meter weit. Der Gang senkte sich ständig. Es wurde kühler und die Luft trockner. Unsere Lampen erleuchteten nur einen kleinen Umkreis; das machte es schwierig, die Entfernung abzuschätzen. Der Gang schien vor uns plötzlich zu enden, aber als wir an diese Stelle kamen, sahen wir, daß er im rechten Winkel nach links abhog. Wir gingen weitere fünf Meter abwärts, und wieder kam eine Kurve nach links, so daß wir nun in Richtung dem Höhlenausgang zugingen.

Und dann standen wir plötzlich davor.

„Ja! Hier war es!" Ich weiß nicht, ob ich schrie, aber jedenfalls wurde meine Stimme vom Echo zwischen den Sarkophagen, Mumien, Statuen, den Vasen und mit Juwelen geschmückten Gegenständen hin und her geworfen. Es sah aus wie in einem Kinderzimmer, wo hunt verstreut das Spielzeug umherlag. Wir standen genau vor einem goldenen Sarkophag, an dessen Fußende ein mit Edelsteinen geschmückter Phönix leuchtete.

„Das ist die Schatzkammer! Das ist Abdel Rusals Schatzkammer", sagte ich und ging auf den goldenen Sarg zu.

Der neue Rapidspiegel bei der

Edixa-MAT REFLEX

Durch den neuartigen, vollautomatisch wirkenden Rapidspiegel bleibt das Sucherbild jetzt **vor** und **nach** der Aufnahme für Sie sichtbar. Nach der Aufnahme zeigt ein Kreis in der Ecke an, daß Sie die Kamera wieder spannen müssen.
Mit dieser Neuerung vereint die EDIXA-MAT REFLEX drei erhebliche Vorzüge zu einer idealen Kombination zwischen Spiegelreflex- und Kleinbildfotografie: den eingebauten Mattscheibenentfernungsmesser, die echten Wechselobjektive und das sichtbar bleibende Sucherbild!

EDIXA-MAT REFLEX
drei-fach in der Wirkung — einmalig in der Leistung

Synchronisierter Schlitzverschluß von 1 sec. (bei Modell D von 9 sec.) bis 1/1000 sec. — echte Wechselobjektive von 24 bis 1000 mm — Zubehör für Mikro- und Makrofotografie u. a. m. — Lichtschacht- oder Prismensucher — Schnittbildentfernungsmesser — auswechselbare Mattscheibe

Kamerawerk Gebr. Wirgin · Wiesbaden · Postf. 347

Verlangen sie kostenlos Probenummer der EDIXA-Post

„Genau so habe ich es in der Nacht gesehen."

Mary war sehr erregt. Die Worte sprudelten nur so aus ihr heraus: „Diese vielen Sachen hat er nicht allein hierher gebracht. Vielleicht nur das, was er von eurer Ausgrabung gestohlen hat. Aber das andere nicht. Da ist das geheime Versteck, in das die Priester die Pharaonen brachten, um sie vor Grabräubern zu schützen. Das ist das „vergessene Grab", von dem ich so viel gehört habe."

„Bis Abdel Rusals Familie es fand, oder es von irgendwelchen Priestern verraten wurde."

Vorsichtig gingen wir in der Höhle umher, blickten links und rechts, um möglichst viel zu sehen. Aber das war ganz unmöglich. Wir mußten achtgeben, um nichts zu zertreten. Wertvolle und weniger wertvolle Steine, in Gold gefaßt oder zu Bildern geordnet, strahlten uns entgegen. An den Wänden standen wie Erzengel die Sarkophage mit den Mumien der verlorenen Pharaonen. Ein hölzerner Kasten, zu klein für einen Sarkophag, fiel mir ins Auge. Er war rundum mit einer Mörtelschicht bedeckt, die so dünn war, daß das Holz durchschimmerte. Jede Seite dieses Schreins war mit altägyptischen Jagd- und Schlachtszenen bemalt, die in flachem Relief alle Figuren im Profil zeigten.

„So etwas Herrliches habe ich noch nie gesehen, nicht einmal davon gehört", sagte ich zu Mary, die neben mir stand und gebannt auf das Kunstwerk starrte. „Ich würde viel darum geben, da einmal hineinzusehen."

„Mach ihn doch auf", sagte sie.

Ich stellte meine Lampe auf den Rücken eines kleinen, goldenen Tieres, das wie ein stilisierter Tiger aussah. Dann hob ich den Deckel auf der einen Seite an. Mary leuchtete in den Kasten. Es war ein verwirrender Anblick. Ich ließ den Deckel vorsichtig wieder zurückgleiten.

„Das ist zu überwältigend", sagte ich. „Das alles hat hier so lange gewartet, nun kann es auch noch ein bißchen länger warten."

„Aber ich möchte nicht mehr länger warten", sagte Mary. Sie drehte sich zu mir und sah mich an. „Ich glaube, ich hätte es nicht ertragen, wenn du heute abend gefahren wärst. Es ist zu gefährlich."

Ich zog sie an mich und spürte die Wärme und Zartheit ihres Körpers. Wir küßten uns nicht, standen nur dicht beieinander und sahen uns an. „Ich kann es nicht ertragen", flüsterte sie, „nie mehr, nie mehr."

„Du brauchst es auch nicht, Liebes", sagte ich.

„Aber wenn du heute nacht gefahren wärst..." sie ging einen Schritt von mir weg. Aus ihren Augen blickte die helle Angst.

„Ich werde dich nicht mehr verlassen, nie mehr."

„Das darfst du auch nicht. Ich könnte es nicht noch einmal ertragen."

Zärtlich legte ich meinen Arm um sie, nahm meine Lampe und dann gingen wir den Gang wieder hinauf, ließen die verlorenen Pharaonen mit all ihren Schätzen zurück.

„Wann hast du es gemerkt, Mary?" Sie antwortete nicht. Ihr Kopf blieb gesenkt und sie achtete auf den Weg, als wir an die erste Biegung kamen. „Du brauchst es mir nicht zu sagen. Es ist ja auch ganz gleichgültig."

„Ich sag es dir gern, Hank. Ich wollte es dir schon immer sagen. Ich habe dir einmal erzählt, daß du mich an ihn erinnerst. So lebhaft und doch so

L 11

„Na endlich vernünftig!"

Das möchten Sie als Raucher doch sicher auch zu sich sagen können. Und Sie können es, wenn Sie nur LORD rauchen — LORD, die einzige Cigarette, die mehr als 50% Nikotinabsorption garantiert!

Darum – auch Sie:

ab morgen LORD

im Rauch nikotinarm

FLIT – dann hat man Ruhe

. . . Ruhe vor Motten, Fliegen, Mücken – kurz: vor allen schädlichen und lästigen Insekten. Der FLIT-Automat schafft das im Nu: ein leichter Fingerdruck auf das Ventil, und schon erreicht feiner FLIT-Nebel die Schädlinge und vertilgt sie samt ihrer Brut. Überdies hat FLIT eine langanhaltende Dauerwirkung. Der praktische FLIT-Automat hilft gegen die verschiedensten Plagegeister. Er ist also immer wieder in Haus und Hof sehr nützlich. Und das sparsame Ventil sorgt dafür, daß der Inhalt lange reicht.

Zu Unrecht heißt sie Kleidermotte!

„Wohnungsmatte" wäre besser. Denn ihre Larven mästen sich auch gern in Polstermöbeln, Teppichen, Decken und Kissen. Einfaches Einsprühen mit dem FLIT-Automat schützt auch diese Werte vor Mottenschäden.

Fliegen kosten nicht nur Nerven!

Sie übertragen auch viele Krankheitserreger und gefährden so die Gesundheit. Sprühen Sie Ihre Zimmer einfach mit dem FLIT-Automat ein, dann haben Sie für Tage Ruhe vor den lästigen Insekten.

FLIT *Automat*

VOM BUNDESGESUNDHEITSAMT GEPRÜFT

gegen Fliegen Mücken Motten

Frauenhände wo Seife versagt
reinigt entfärbt macht geruchfrei auf kosmetische Art
weiner'bella
nach Hausputz und Bürotätigkeiten

Achten Sie auf Kibek Teppich

Aus unserer großen Teppichkollektion bieten wir über 30 Qualitäten, die wir in dem Winterprospekt 60/61 zeigen, zu unseren unveränderten Herbstpreisen 1960 an. Fordern Sie die Musterkollektion mit diesen günstigen Angeboten von Abt. 47
Teppich-Kibek ELMSHORN

DAS TAL DER KÖNIGE

ernst, so praktisch und doch auch gescheit." Sie blickte auf. „Ich war in London, als der Krieg ausbrach. Mein Vater war ein hoher ägyptischer Beamter. Ich arbeitete inoffiziell als seine Sekretärin. Wir blieben drüben, als der Krieg erklärt wurde und die Schlacht um England begann. Kurz zuvor hatte ich ihn kennengelernt. Er war aus Cambridge gekommen und zur RAF gegangen. Er war bei den Nachtjägern. Im Anfang wartete ich auf ihn im Luftschutzbunker, aber das hielt ich nicht lange aus. Ich stieg aufs Dach, aber sehen konnte ich die Flugzeuge nicht, nur hören. Plötzlich sahst du sie herankommen, aber dann war es auch schon zu spät. Du hörtest ein Krachen und Bersten und sahst sie brennen." Sie schloß die Augen, als wollte sie das Bild auslöschen. „Jeden Tag hatte ich Angst, es könnte seine Maschine sein. In jeder freien Nacht war er bei mir. Wir heirateten. Am nächsten Tag war es seine Maschine."

„Schrecklich."

Die Luft wurde wärmer, das Licht heller. Vor uns sahen wir die Sterne, wie man sie aus einem tiefen Brunnen bei Tage sehen kann. Die Dämmerung war hereingebrochen, der Himmel hatte sich purpurrot gefärbt.

Mary erzählte weiter: „Ich wollte nicht mit meinem Vater zurück. Ich wollte nicht die Sicherheit in Ägypten, während London in Gefahr war. Dort gehörte ich hin. Aber dann tat es mir leid, daß ich nicht mit meinem Vater gegangen war. Seine Maschine verschwand auf dem Weg nach Lissabon. Er war ein großartiger Mann, Hank, du hättest ihn gern gemocht und er dich auch."

„Davon bin ich überzeugt", sagte ich. „Hattest du denn sonst niemand? Deine Mutter?"

„Sie starb, als ich noch ein Baby war. Mein Vater erzog mich. Ich habe nur ein paar entfernte Verwandte von Vaters Seite."

„Mach dir nichts draus", sagte ich und versuchte sie zu trösten. „Ich habe so viele Verwandte, daß ich dir ein paar abgeben kann. Im Mittleren Westen und in Los Angeles wimmelt es nur so von Kusinen, Onkel und Tanten."

„Großartig." Sie lächelte mich an. „Von denen mußt du mir noch erzählen."

„Das können sie dir selbst erzählen; denn du wirst sie ja bald kennenlernen."

Ich mußte sie loslassen, damit wir zwischen den Steinen hindurchgehen konnten, die den Höhleneingang vor der Sicht aus dem Tal verbargen. Wir standen auf der Brüstung. Die Hitze stieg aus dem dunkel werdenden Tal empor, aber es wehte jetzt auch ein leichter, kühler Wind. Die runde Scheibe des Mondes kam über dem Horizont hervor und sah aus wie ein karmesinroter, zusammengedrückter Gummiball, der gerade wieder seine ursprüngliche runde Form annimmt.

Es versprach, eine herrliche Nacht zu werden: eine wunderbare Nacht, um dem Tal der Könige und allem, was es mir bedeutet hatte, Lebewohl zu sagen. Hier hatte ich zwei meiner besten Freunde verloren und mir einen Ruf als Wissenschaftler gemacht. Hier hatte ich eine Fraugefunden und eine zweite archäologische Entdeckung gemacht, als ich die Mörder meiner Freunde verfolgt hatte. Meine Odyssee war beendet. Ich sah Mary an. Sie lächelte; denn sie wußte, was ich dachte.

„Der Boß hätte dich sicher gern gehabt", sagte ich. „Der Boß, so haben wir Mr. Kensington immer genannt, hat mir viel bedeutet. Irgendwann werde ich dir alles über ihn erzählen."

„Ja. Aber heute nacht wollen wir feiern."

„Einverstanden! Und wenn ich dann wieder um fünf Uhr morgens nach Hause komme, weiß ich bestimmt, wo ich gewesen war."

Ich löschte die beiden Lampen; das zischende Geräusch, das sie gemacht hatten, erstarrte. Ich stellte sie in eine Ecke am Eingang.

„Das will ich hoffen."

Wir lachten beide. Der Mond war höher gestiegen und beleuchtete den Horizont; er machte sich langsam von der Erde frei. Er war nicht mehr so rot, sondern strahlte in hellem Gelb. Das Tal unter uns wurde mit sinkender Sonne nicht düsterer; es nahm eine weiße Färbung an.

„Ich werde als erster hinaufklettern", sagte ich, „dann kann ich dich das letzte Stück hinaufziehen."

„Gut. Aber sei vorsichtig."

Ich wollte nach dem Seil greifen, aber es war nicht mehr da. Ich sah über die Brüstung. Vielleicht hatte es sich gelöst und war hinabgefallen. Verrückt, dachte ich, bevor ich mich wieder aufrichtete. Wenn sich das Seil überhaupt lösen konnte, dann doch nur dann, während wir daran hingen. Aber nun war es zu spät, über die Schatten nachzudenken, die oben auf dem First erschienen waren. Wir sahen uns erschrocken an.

„Hank", flüsterte sie, und ihr Gesicht war grau vor Angst.

„Ich weiß", sagte ich. „Wir müssen versuchen, hier rauszukommen."

Ich ging an die äußerste Kante der Brüstung und schaute hinauf. Was ich zu sehen erwartete, weiß ich nicht, aber da war nichts als die Rundung des Überhangs und die im Mondlicht verschwommenen Konturen der Felswand. Vorsichtig blickte ich hinab. Vier Meter unter uns war eine schmale Felsspalte. Sie führte langsam etwa zehn Meter hinab. Leise rief ich Mary und machte sie darauf aufmerksam.

„Vielleicht können wir einen Weg finden", sagte sie. Ihr Gesicht bekam wieder Farbe. „Aber dazu brauchen wir ein Seil."

„Wir müssen irgend etwas finden", sagte ich. „Denk nach, vielleicht gibt es in der Höhle etwas, das uns helfen könnte."

„Nichts."

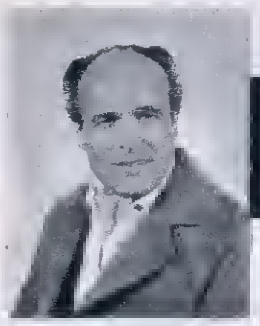
„Die Leinenbinden der Mumien – nein, die sind unbrauchbar; sie würden sofort zerfallen, wenn sie an die Luft kämen", sagte ich.

„Um Gottes willen, Hank, wir müssen etwas finden, sonst sind wir rettungslos verloren."

„Ach, sieh mal an! Mrs. Carr und Mr. Barton!"

Wie an einer Bogensehne schwang Abdel Rusal vor unseren Augen hin und her. Er grinste uns hämisch an. Wie er da so drei Meter vor uns an einem Seil hing, sah er aus wie ein gewaltiger weißer Geier. .

„Lassen Sie sofort unser Seil runter", befahl ich. (Fortsetzung folgt)



Unser Tierarzt
Dr. Gerhard Gerweck erzählt:

Bambis Tragödie

Wenn im Mai, Juni und Juli die Kraft der Sonne die Wiesen zur Heuernte erblühen und das Getreide zur Ernte heranreifen läßt, kommt die Zeit, in der die Mähmaschinen und Mähdrescher der Bauern wie moderne Ungestüme über die Felder ziehen. Es ist aber auch die Zeit, wo junge Hasen und Rehe ihre äsenden Mütter in aller Herrgottsfrühe auf die saftigen Wiesen und Kleeäcker begleiten, und die Zeit, in der wir Menschen den Drang nach der Weite der Natur, dem Wunder der ewigen Erneuerung verspüren und jede Gelegenheit benützen, aus unseren lärmenden, von chromglänzenden Autos durchfluteten, neonbeleuchteten, menschenüberfüllten Großstädten zu fliehen, um uns der Ruhe eines beschaulichen Spaziergangs durch Wald und Feld hinzugeben.

Häufig passiert es dabei, daß plötzlich ein winziges Häschen über den Weg hüpft, oder ein junges, weißgetupftes Reh neugierig zu uns herüberäugt. Wer wäre von diesem Anblick nicht entzückt, wessen innere Stimmung würde bei so viel Anmut und Charme nicht friedfertig und wer von uns möchte ein solches Rehkitz nicht liebend gerne auf den Arm nehmen und streicheln?

So erging es auch einem guten Freund von mir, der ein paar Tage aufs Land gefahren war. Gleich beim ersten Spaziergang lief ihm ein kleines Rehchen über den Weg und hatte gar keine Angst, sondern ließ sich richtig anlocken und zutraulich streicheln. Sein blauschwarzes Näschen schnupperte interessiert an den Schuhen und die sanften Augen blickten neugierig umher. Als der Freund weiterging, stakelte es sogar noch ein paar Schritte hinterher und war dann plötzlich im Dickicht verschwunden.

Am nächsten Morgen war das Rehchen am gleichen Ort. Wieder war es ganz zutraulich, schnupperte und stieß immer sanft mit seinem kleinen Köpfchen, wie wenn es etwas suchte.

„Vielleicht hat es keine Mutter mehr", dachte mein Freund und ging vor Sonnenuntergang nochmals zu der Stelle. Und siehe da, immer noch war das Rehchen allein, nur sah es schon ganz mager aus und jammerte leise in hellen Lauten vor sich hin. Der gute Freund hatte Mitleid mit ihm und nahm Bambi mit in sein Quartier. Das ganze Hotel geriet in Entzücken. Jeder wußte besser, was dem Tierchen fehlte, jeder wollte der Geeignetste zur Pflege sein und keiner ahnte, wie sehr alle gegen die Gesetze der Natur und auch gegen das Jagdgesetz verstießen.

Bambi, so wurde es spontan getauft, war gar nicht allein gewesen. Seine Rehmutter hatte sich nur schnell, als der unheimliche Mensch auftauchte, hinter dem nächsten Dickicht versteckt und ängstlich nach ihrem kleinen Kitz herübergeäugt. Kaum war Bambi wieder allein, kam sie in langen Sprüngen zu ihm zurück. Aber was war das! Welch eigentümliche Witterung ging von ihrem Jungen aus? Sie schreckte geradezu vor ihm zurück und als das Tierchen durstig trinken wollte, ging sie in weiten Sätzen flüchtig in den Wald.

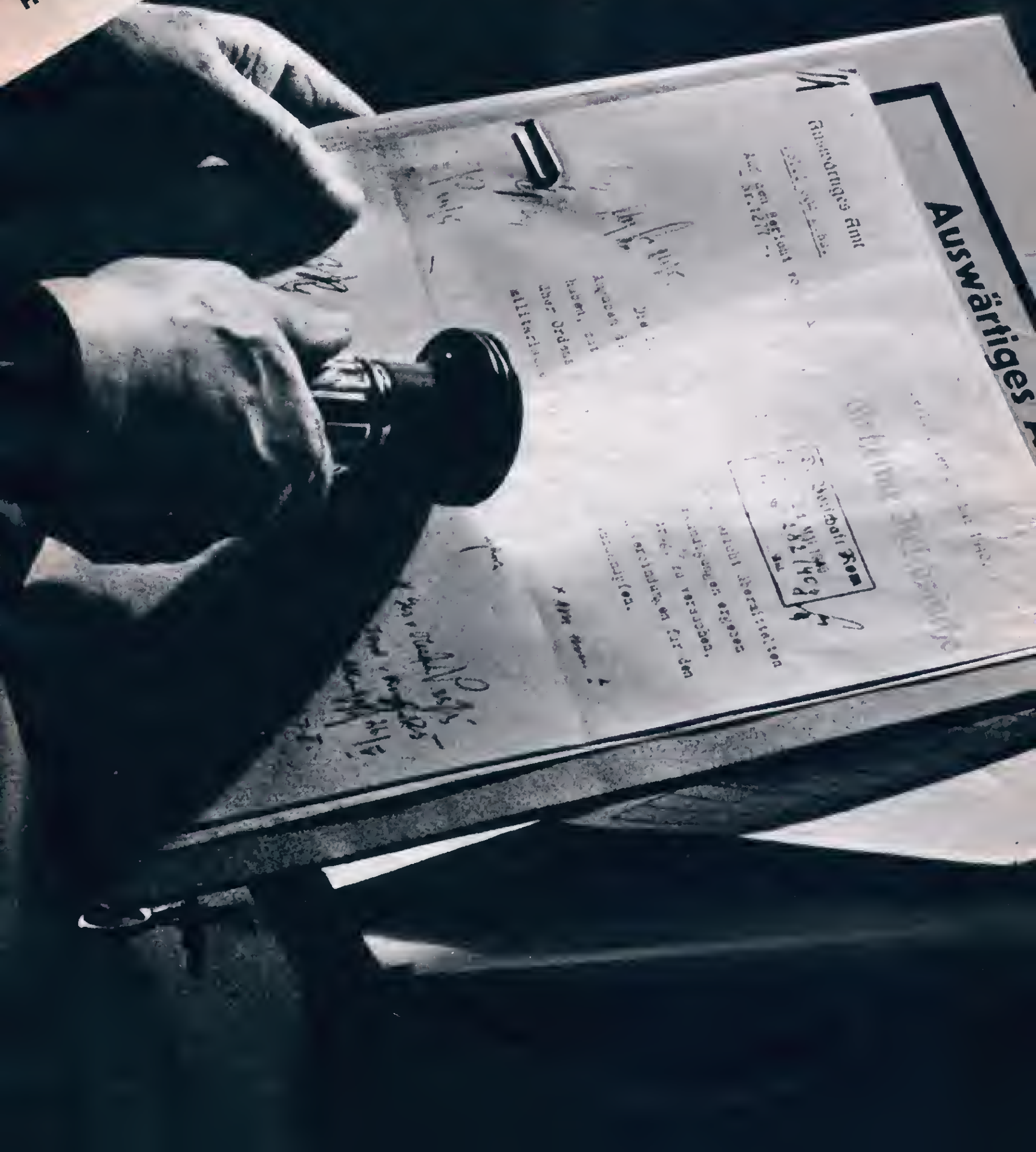
Klein-Bambi war allein. Die Mutter verstieß es, weil ein nichtsahnender und unwissender Mensch das kleine Tierchen berührt hatte und von dieser kurzen Berührung für die feine Nase des Rehs ein so fremder, unheimlicher Geruch ausging, daß sein Instinkt ihm eingab, vor diesem gefährlichen „Wind" zu fliehen. Die Berührung eines Menschen bedeutet deshalb für junge Rehe meist den Tod. Mutterlos, ohne Nahrung müssen sie elend verhungern, wenn nicht der Fuchs ihrem Leiden ein schnelles Ende macht.

Auch für unser Bambi war dieser zärtliche Kontakt mit einem Menschen Schicksal und Tod. Zwei Tage „quälten" es noch die Hotelgäste, einschließlich des Küchenpersonals, mit ihrer Liebe, dann brachte mein Freund es zu mir. Sein Zustand war hoffnungslos. Vier Tage ohne richtige Nahrung, ohne Appetitt und ohne natürliche Widerstandskraft, halfen ihm weder die rührendste Pflege noch alle biologischen und medizinischen Hilfsmittel, mit denen wir versuchten, den erlöschenden Lebensfunken neu zu entfachen. Es war kaum 14 Tage alt, als es von der Mutter verlassen wurde, und in den wenigsten Fällen gelingt es, solch junge Tiere am Leben zu erhalten. Nach knapp einer Woche starb es, dicht an unseren Spaniel geschmiegt, der es noch im Tode wärmte und zärtlich beleckte.

Junge Rehe, die ihre Mutter verloren haben, sind zu uns meist zutraulich, aber leider gelingt es in den wenigsten Fällen, sie am Leben zu erhalten und großzuziehen

Hinter den Kulissen der Weltpolitik
Von Rudolf Schwarz

Geheime



Reichssache

Hier spricht die deutsche Botschaft

Glanzvoll, aber auch gefährlich ist das Leben des Diplomaten, der auf den großen „Horchposten der Weltpolitik" sitzt. Krieg und Revolutionen umbranden zuweilen die Mauern der Botschaften, wie Inseln werden sie umringt von einem Meer politischen Aufruhrs. Attentate werden auf Diplamaten verübt, in denen politische Gegner die Repräsentanten des Staates sehen, der sie verfalgt und in die Emigration getrieben hat.

Diplomaten sind die Vorposten ihres Landes, sie wissen mehr, sie hören mehr, als gewöhnliche Sterbliche. Der Stempel „Geheim" prägt viele Berichte, die mit der Kurierpost auf den Schreibtisch des Außenministers gelangen. Und das ist das Thema unseres neuen großen Tatsachenberichtes „Geheime Reichssache - Hier spricht die deutsche Botschaft". Aus dem Logenplatz der Diplomatie schildert unsere Serie die dramatischen Szenen auf der politischen Weltbühne, sie berichtet von Intrigen und Skandalen hinter ledergepolsterten Amtstüren, von Affären, Liebe und Tod auf diplomatischem Parkett.

Immer überlegen sein!

Darauf kommt es im Leben an. Wer immer gut in Form ist, der macht das Rennen. Erfolgreich ist, wer charmant, beweglich und vor allem – gesund ist! Die Gesundheit aber muß täglich gesichert werden. Darum ist es wichtig, DRIX zu nehmen, denn DRIX regelt die Verdauung, dient dem Stoffwechsel und verhütet Übergewicht.

DRIX

DRIX-Dragees erhalten Sie in Apotheken und Drogerien.

DRIX erleichtert die Verdauung auf natürliche Weise!

Ein Bericht nach den Aufzeichnungen des Workuta-Häftlings I T 390

304 Seiten mit Karten und Skizzen, Ganzleinen DM 12,80

Ein Westberliner Journalist erlebt die menschlichen Tragödien eines unmenschlichen Systems im russischen Streferbeitsgebiet Workuta.

Hermann Behr zeigt schonungslos die Strapazen und Entbehrungen im Straflager. Und doch ist dieser Bericht nicht vom Heß diktiert, sondern ein Stück Realität unserer Zeit.

In jeder Buchhandlung zu haben.

VERLAG FRANKFURTER BÜCHER

Zögern Sie bei der Schmerzbekämpfung?

Warum? Sie vergeuden Lebenskraft. Folgen Sie der entscheidenden Erkenntnis: Packen Sie den Schmerz gleich im Anfang entschlossen mit Melabon an der Wurzel. Die Melabon-Oblate enthält ihre Wirkstoffe ungepreßt, daher besonders rasche Resorption. Gleichzeitig doppelte Wirkung: auf Schmerzzentrum und Schmerzherd. Erleben Sie den Melabon-Effekt: ein Schluck — ein Rutsch! — und rasch verklingend wie ein Ton schwindet Schmerz durch Melabon!

Besieg den Schmerz mit

Melabon

Geheime Reichssache

Copyright 1960 by Frankfurter Illustrierte

Er hat die Hände in den Hosentaschen. Im Mundwinkel wippt nervös eine Zigarette. Aufmerksam blickt der junge Russe den Leontjewski Perculok hinunter, eine der schmalen Gassen in Moskau, die an diesem Sonnabendmittag des 5. März 1932 fast menschenleer ist. Die Kanzlei der Deutschen Botschaft hat in dieser Gasse ein Haus für ihre Büroräume gemietet.

Der Russe spuckt die Kippe in den Rinnstein. Er schlendert langsam zur Ecke der Uliza Gerzena, dort lümmelt er sich an eine Hauswand, die dunkle Gasse nicht aus den Augen lassend. Plötzlich horcht er auf. Aus der Straßenschlucht dringt Motorengeräusch. Eine schwarze Limousine rollt heran.

Und dann peitschen fünf Schüsse durch die Mittagsstille. Der schwarzgekleidete Herr im Fond des Wagens reißt in instinktiver Abwehr die linke Hand hoch. Eine Kugel zerschmettert die Knochen, aus dem Hals rinnt Blut über den weißen Kragen.

„Sofort zum Kreml-Krankenhaus", keucht der deutsche Botschaftsrat von Twardowski mit schmerzverzerrtem Gesicht, „beeilen sie sich!"

Der Chauffeur nickt und tritt das Gaspedal durch. Ein sowjetischer Geheimpolizist hat unterdessen den Pistolenschützen überwältigt.

Der deutsche Botschafter Herbert von Dirksen, der täglich durch diese Gasse nach Hause fährt, verdankt einem Zufall, daß er nicht das Opfer des auf ihn geplanten Attentats geworden ist. Eine Verabredung hat ihn veranlaßt, einen anderen Weg zu nehmen, sonst wäre ihm zweifellos das tragische Schicksal eines anderen deutschen Diplomaten in Moskau widerfahren.

Ein geheimnisvoller Fleck

Eine festlich gekleidete Gesellschaft hat sich Ende der zwanziger Jahre im Palais Berg im Moskauer Arbatviertel versammelt. Der italienische Botschafter hat das diplomatische Korps zu einem Gala-Abend geladen. Die russische Kapelle spielt dezent einen Wiener Walzer. Unter den beiden prächtigen Kronleuchtern im Ballsaal wiegen sich die Töchter der Diplomaten und die jungen Attachés zu den Klängen der unsterblichen Melodie.

Am Rande des Parketts fixiert eine ältere Dame durch ihr Lorgnon einen kaum wahrnehmbaren dunklen Fleck im Fußboden.

„Merkwürdig", sagt sie kopfschüttelnd zu ihrer Nachbarin, „was ist das für ein dunkler Fleck dort?"

„Wo, bitte?" fragt die Gattin eines französischen Diplomaten und starrt nunmehr mit empörtem Hausfrauenblick ebenfalls auf die dunkle Tönung im Holz.

„Aristide", wendet sie sich an den neben ihr stehenden Gatten, „was ist das nur für ein komischer Fleck dort im Parkett?"

„Mon Dieu, meine Liebe", flüstert der Ehemann zwischen den Zähnen, „sei um Himmelswillen still." Verstohlen wirft er einen Blick zu dem deutschen Botschafter von Dirksen hinüber, der sich gerade angeregt mit seinem englischen Kollegen unterhält.

„Wie kannst Du mich nur in so arge Verlegenheit bringen", zischt der Franzose seiner Frau zu, „wenn jetzt gerade einer von den Deutschen hier in der Nähe gestanden hätte."

„Was hat dieser Fleck mit den Deutschen zu tun?", fragt die Gattin gekränkt.

„Dieses Haus hat im Jahre 1918 den Deutschen gehört", erzählt der Diplomat mit leiser Stimme den Damen, die neugierig die Köpfe vorstrecken, um sich kein Wort dieser Geschichte entgehen zu lassen.

Schüsse in der Botschaft

An einem warmen, strahlenden Sommertag klingeln zwei Männer an der Pforte der kaiserlichen deutschen Gesandtschaft im Moskauer Arbatviertel. Sie zeigen Ausweise der Tscheka, der „Außerordentlichen Kommission zur Bekämpfung von Gegenrevolution, Sabotage und Spekulation", vor und wünschen den Gesandten, den Grafen Mirbach-Harff, in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen.

Der Kalender im Arbeitszimmer des Grafen zeigt den 6. Juli 1918 an, es ist ein Samstag. Der Graf gedenkt, an diesem schönen Wochenende aufs Land zu fahren. Nun, er wird diese Leute von der Tscheka noch empfangen und sich dann zu einem kurzen Mittagsschlaf hinlegen.

„Bitte, meine Herren, ich stehe zu Ihrer Verfügung." Der Graf deutet eine knappe Verbeugung an und setzt sich auf einen Stuhl.

„Seien Sie auf der Hut", sagt einer der Besucher, dessen Name Blumkin ist, „wir haben Kenntnis von einem Mordanschlag, der auf sie verübt werden soll."

Der Graf lächelt ungläubig.

„Auf mich? Und von wem?"

„Von mir!"

Mit diesen Worten zieht Blumkin eine Pistole und feuert auf den Grafen und seine beiden Mitarbeiter drei Schüsse ab. Doch erst der Schuß des Komplizen trifft den Gesandten tödlich. Er stürzt auf das Parkett. Aus der Kopfwunde quillt Blut.

Die Täter entkommen. Die Untersuchung ergibt, daß es sich um linke Sozialrevolutionäre gehandelt hat, Gegner der bolschewistischen Regierung. Das Ziel des Attentats ist es gewesen, den Frieden von Brest-Litowsk zu sabotieren. Die Sozialrevolutionäre haben in diesem Friedensschluß zwischen dem Deutschen Reich und Rußland, der von Lenin befürwortet worden ist, um dem Lande und der Revolution eine Atempause zu gehen, stets einen Verrat gesehen. Sie haben nun geglaubt, daß die Regierung in Berlin nach der Ermordung des deutschen Gesandten sofort Rußland den Krieg erklären werde; das wiederum hätte nach Ansicht der Sozialrevolutionäre den Sturz der bolschewistischen Herrschaft zur Folge gehabt.

Die Sowjetregierung hat jedoch – mit Erfolg – alles getan, um die Erregung in Berlin zu besänftigen. Denn einen ernsthaften Konflikt mit dem Deutschen Reich wünscht man im Jahre 1918 ebensowenig wie im März 1932.

*

„... die Italiener haben später das Gebäude der deutschen Gesandtschaft übernommen", beendet der französische Diplomat auf dem Gala-Abend des italienischen Botschafters seine Er-

zählung, „als einzige Erinnerung an diese Mordtat ist der dunkle Blutfleck auf dem Parkett zurückgeblieben, und alle Versuche, ihn zu entfernen, sind vergeblich gewesen."

Die Diplomaten-Gattin starrt noch einmal auf jene Stelle, die von dem Blut des Grafen Mirbach getränkt worden ist.

„Ein Mord in diesem Ballsaal", seufzt sie schaudernd, „wie aufregend."

Ein ungelöstes Rätsel

Die massige Gestalt des Botschafters von Dirksen dreht sich im Schreibtischsessel herum, als es an der Tür klopft. Ein Diener betritt das Arbeitszimmer und meldet den Besuch des stellvertretenden Volkskommissars für Auswärtige Angelegenheiten.

Nach dem Attentat auf den Botschaftsrat von Twardowski, der keine schweren Verletzungen erlitten hat, hat Außenkommissar Litwinow sofort telefonisch sein Bedauern über diesen Mordversuch ausgedrückt.

Nikolai-Krestinsky, der stellvertretende Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, übermittelt dem Botschafter noch einmal mündlich die Anteilnahme der Sowjetregierung. Wie gründlich die Sowjets bemüht sind, dem Anschlag eine bestimmte politische Richtung zu geben, das geht aus der bald darauf angesetzten Gerichtsverhandlung hervor.

Auf der Anklagebank sitzen der ungefähr dreißigjährige Boris Stern, der Täter, und ein Mann namens Wassiljew. Der kahlköpfige Staatsanwalt Krylenko hat die Anklagevertretung übernommen. Seine langen, spinnenhaften Finger weisen auf die Angeklagten:

„Sie sind das verruchte Werkzeug einer Verschwörergruppe gewesen, die ihre Zentrale in der Polnischen Botschaft hat."

Die gedrungene Gestalt des Staatsanwaltes, der schon in so vielen Schauprozessen den Tod seiner Opfer gefordert hat, beugt sich weit vor, und seine kalten Augen heften sich auf den Angeklagten Wassiljew:

„Geben Sie es zu, Bürger Wassiljew, daß Sie im Auftrag der Polnischen Botschaft gehandelt haben?"

Von der Anklagebank kommt leise die Antwort: „Ja."

„Und geben Sie ferner zu, daß Sie damit den Abbruch der Beziehungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion herbeiführen wollten?"

„Ja."

Die Angeklagten werden nach kurzer Verhandlung zum Tode verurteilt und erschossen.

Prophetische Worte

Der NKWD-Beamte Shigunow, der in der Abteilung „Ausländische Missionen" tätig ist, notiert sich sorgfältig die Mitteilung seines Agenten, der als russischer Angestellter in der Deutschen Botschaft arbeitet.

„Sie haben sich also beruhigt, die Deutschen, nun gut! Aber warum bringen Sie kein Material mehr? Sehen Sie zu, daß Sie die Fotokopien der Dokumente heute nacht anfertigen können. Die Deutschen werden am Abend im ‚Bolschoi Moskowski' einen Empfang für den Botschafter geben."

In der gleichen Stunde gibt der NKWD-Beamte anderen Mitarbeitern den Auftrag, über den deutschen Abend im Hotel „Bolschoi" genauestens zu berichten.

Die Deutschen begrüßen sich lebhaft und laut im Festraum des Hotels, viele Männer haben sich schon lange nicht mehr gesehen, sie sind als Ingenieure oder landwirtschaftliche Experten irgendwo in den Weiten Rußlands tätig gewesen. Alles wartet auf den Botschafter. Endlich erscheint die schwere Gestalt im Türrahmen.

Der Leiter einer landwirtschaftlichen Konzession im Kaukasus, Herr Ditloff, geht auf den Botschafter zu. Beide kennen sich gut von gemeinsamen Jagden her. Und wie es unter Jägern üblich ist, ruft Ditloff laut: „Horrido!" Herbert von Dirksen lacht und erwidert mit voll tönender Stimme: „Horrido!" Dieser Waidmannsruf pflanzt sich unter den Deutschen wie ein Echo fort.

Die russischen Agenten erstatten noch am gleichen Abend Bericht:

„Die Deutschen hatten wieder eine ihrer patriotischen Anwandlungen und haben stürmisch die Rückgabe des Korridors gefordert."

*

Das Problem des polnischen Korridors, der Ostpreußen vom Deutschen Reich trennt, überschattet seit dem Versailler Vertrag das politische Verhältnis zwischen Berlin und Warschau, und die Beziehungen zu Sowjetrußland werden von der Furcht vor dem Militärstaat Polen mitbestimmt, sie werden auch beeinflußt von Gedankengängen, wie sie Reichskanzler Dr. Wirth und General von Seeckt geäußert haben: „Polens Existenz ist unerträglich, unvereinbar mit den Lebensbedingungen Deutschlands. Es muß verschwinden und wird verschwinden durch eigene, innere Schwäche und durch Rußland – mit unserer Hilfe. Polen ist für Rußland noch unerträglicher als für uns; kein Rußland findet sich mit Polen ab."

Darum reagiert jede deutsche Regierung der Weimarer Republik auf eine sowjetrussische Annäherung an Warschau mit der Empfindlichkeit eines Seismographen. Aber die „Ehe von Rapallo" beginnt noch einmal Ende der zwanziger Jahre brüchig zu werden. Die Sowjets sehen sich nach neuen Freunden um, zumal sie den Eindruck haben, daß sich Deutschland seit dem Eintritt in den Völkerbund im Jahr 1926 mehr nach Westen zu orientieren beginnt. Zunächst versucht Moskau mit seinem westlichen Nachbarn ins Reine zu kommen. Im Januar 1932 schließt der neue Außenminister Litwinow mit Polen einen Nichtangriffspakt ab, im November des gleichen Jahres wird der französisch-sowjetische Nichtangriffspakt unterzeichnet.

Warnend schreibt General von Seeckt, der 1926 zum Rücktritt von seinem Posten als Chef der Heeresleitung gezwungen worden ist, in einer Broschüre „Deutschland zwischen Ost und West", die deutsche Politik treibe Rußland in die Arme Frankreichs, und Deutschland werde eines Tages die Polen an der Oder haben, wenn es Rußland die kalte Schulter zeige.

„Kofferpacken"

Unbeeinflußt von dem erkaltenden politischen Klima zwischen Berlin und Moskau bleiben zunächst die wirtschaftlichen und militärischen Beziehungen.

Zehntausende deutscher Ingenieure und Spezialisten reisen seit 1928 mit verlockenden Kontrakten in der Tasche nach Rußland. Sie helfen Stalins Industrialisierungspläne verwirklichen. In Moskau leben während dieser Zeit soviel deutsche Familien, daß die Deutsche Botschaft eine Schule für deutsche Kinder einrichtet.

Während der Weltwirtschaftskrise gewinnt der russische Markt für die deutsche Wirtschaft noch an Bedeutung. Im Jahre 1931 kaufen die Sowjets für 919,2 Millionen Reichsmark in Deutschland Industriewaren ein, der sowjetische Anteil am Gesamtexport deutscher Werkzeugmaschinen schnellt in den Jahren 1929-1932 von zehn auf fünfundsiebzig Prozent.

Als jedoch die braunen Kolonnen am 30. Januar 1933 an dem neuen Reichskanzler Hitler in der Wilhelmstraße vorüberziehen, ändert sich sehr bald das Verhältnis.

*

Der weißhaarige Reichswehr-Major Müller, Fliegerhorstkommandant des deutschen Ausbildungszentrums in Lipezk, zuckt resigniert die Schultern. In seinem nüchternen Dienstzimmer steht ein junger Generalstabsmajor aus Deutschland. Das Reichswehrministerium hat ihn mit einem unangenehmen Auftrag nach Rußland geschickt.

„Das bedeutet also," sagt der Major Müller, „Koffer packen."

„Genau!" kommt militärisch kurz die Antwort. Die schlanke, hochgewachsene Gestalt des Jüngeren geht zum Barackenfenster. Dort, auf dem Flugfeld, stehen die Fokker D XIII, im grellen Mittagslicht der russischen Sommersonne. Die neuesten Erprobungsflugzeuge dagegen sind in die Hangars geschoben worden.

„Und die neuen Maschinen... werden wir sie nach Deutschland zurückführen können?" fragt der Major. Hier in Lipezk, tief in Rußland, stehen Deutschlands modernste Jagdmaschinen. Sie bilden die Kader der neuen deutschen Luftwaffe, deren Schöpfung sich später fälschlicherweise der Reichsmarschall Hermann Göring rühmen wird.

„Ich hoffe", erwidert der Generalstabsmajor, „daß mit dem sowjetischen Obersten Akkermann über den Abtransport verhandelt werden kann".

„Hoffentlich", sagt Müller gedehnt, „es herrscht eine gespannte Atmosphäre hier. Vor ein paar Tagen hat man nachts auf mich geschossen."

Unerträgliche Spannung

Der Sowjetoberst Akkermann salutiert höflich, als der junge deutsche Major das im Stil einer Kasernenschreibstube eingerichtete Zimmer betritt. Der mittelgroße Offizier, von Geburt Lette, begrüßt den Besucher in fließendem Deutsch:

„Bitte, Herr Major, wollen Sie Platz nehmen."

Die Stühle sind hart, so hart wie das Gespräch, das die beiden Männer jetzt führen. Die Brandnarbe im Gesicht des Sowjetoffiziers rötet sich. Der Major fordert den Abtransport allen deutschen Eigentums, sofortige Ausreisegenehmigung für das gesamte deutsche Personal.

„Sie vergessen, daß die Sowjetunion Ihnen diesen Flugplatz unentgeltlich zur Verfügung gestellt hat, daß die sowjetische Luftflotte großzügig auf diese wichtige Ausbildungsstätte verzichtet hat."

Die Verhandlungen ziehen sich wochenlang hin. Die Stimmung unter den deutschen Offizieren und Mannschaften wird immer gespannter, Gerüchte gehen von Mund zu Mund.

Argwöhnisch beobachtet man die Milizposten, die vor dem Stacheldrahtzaun im Abstand von hundert Metern stehen. Sie haben einst nur Neugierige fernhalten sollen, jetzt hat es fast den Anschein, als ob sie Wachposten eines künftigen Gefangenenlagers wären. Aus Deutschland kommt kaum Nachricht. Auch der Major aus Berlin weiß nicht, ob sich die Spannungen zwischen Hitler Deutschland und der Sowjetunion nicht verschärft haben. Er entschließt sich nach Moskau zu fliegen.

„Ich möchte mit dem Oberkommando der Roten Luftflotte in Moskau persönlich verhandeln", erklärte er dem Sowjetobersten Akkermann.

„Bitte", sagt der Offizier gekränkt, „Sie müssen nur warten, bis wir die Reiseerlaubnis für Sie aus Moskau erhalten haben."

Ein paar Tage später steht die Maschine des Majors startbereit auf dem Rollfeld von Lipezk. Der deutsche Offizier verabschiedet sich von dem Fliegerhorst-Kommandanten Müller.

Dann geht er über den Flugplatz. Am Flugzeug steht Sowjetoberst Akkermann. Das Gesicht ist ausdruckslos und kalt. Die rechte Hand ist herrisch zur Abwehr erhoben.

„Einen Augenblick, Herr Major! Die Flugerlaubnis gilt nur für die Maschine, nicht für Sie."

Herbert von Dirksen

Ein Attentat auf den deutschen Botschafter Herbert von Dirksen plante der Angeklagte Stern, links im Bild, rechts in der Anklagebank der angebliche Anstifter Wassiljew. Das Rätsel ist niemals völlig aufgeklärt worden.

Im nächsten Heft:

„Ich will mit diesen Leuten nichts zu tun haben" – Nadolny sagt Hitler die Meinung – „Stümper", schreit Stalin

Freier atmen — mehr Luft

Bei Asthma und Bronchitis

lindern Sie rasch mit Dr. Boether Bronchitten den unerträglichen Hustenreiz. Dieses kräuterhaltige Spezialmittel mit Wild-Plantago löst die zähe Verschleimung, tördert den Auswurf und lockert den Hustenkrampf. Dr. Boether Bronchitten helfen Ihnen bei hartnäckiger Bronchitis (Luftröhrenkatarrh) und quälendem Asthma, weil sie die Ursachen dieser Krankheitserscheinungen bekämpfen: sie beruhigen und kräftigen das angegriffene Bronchialgewebe und schützen es dadurch vor weiterer Anfälligkeit.

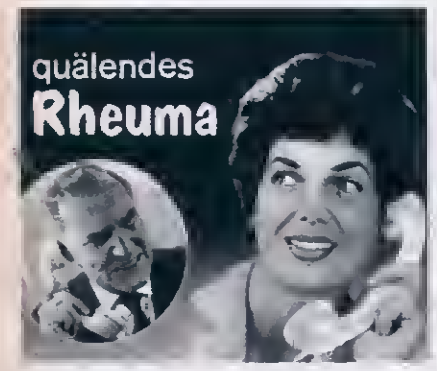
Nehmen Sie Dr. Boether Bronchitten — damit erfüllen Sie sich selbst Ihren sehnlichsten Wunsch: Sie können endlich wieder freier und unbeschwert atmen.

Kaufen Sie sich noch heute in Ihrer Apotheke Dr. Boether Bronchitten.

Dr. Boether Bronchitten

Ein Natur-Heilmittel aus dem Medopharm-Arzneimittelwerk · München

quälendes Rheuma



„nimm doch einfach ROMIGAL"

Rheumaqualen, hartnäckige Muskel- und Gelenkschmerzen, Kreuzschmerzen sowie quälende Ischias- und Nervenschmerzen werden seit vielen Jahren durch das bewährte Spezialmittel ROMIGAL erfolgreich bekämpft. Romigal enthält neben anderen zielaktiven Heilstoffen den hochwirksamen **Anti-Schmerzstoff** Salicylamid, daher die rasche und durchgreifende Wirkung.

Romigal ist ein kombiniertes Heilmittel und greift deshalb Ihre quälenden Beschwerden gleichzeitig von verschiedenen Richtungen her wirksam en. Dadurch Wirkungssteigerung!

Aus der **medizinischen Fachpresse:**
Die therapeutischen Beobachtungen in der Klinik zeigten, daß die Salicylamid-Kombination Romigal äußerst wirksam und frei von Nebenerscheinungen ist. (Konstitutionelle Medizin 56/57, Lfg. 12, S. 370)

Lassen Sie sich nicht mehr länger quälen, nehmen auch Sie jetzt vertrauensvoll dieses beliebte zuverlässig wirkende Spezialmittel.

20 Tabletten DM 1.55 | in allen
60 Tabletten DM 3.80 | Apotheken

schmerzfrei durch Romigal*

* mit dem **Anti-Schmerzstoff** Salicylamid

Der Griff nach Afrika

Fortsetzung unseres Berichts von Seite 9

Gaulle stirbt, ehe er uns an die Muselmanen verrät." – „Ja", so polterte ein älterer prominenter Intellektueller los, „ich kenne Katholiken, die sogar täglich dafür beten, daß de Gaulle umkommt oder stirbt. Es ist eine Schande, daß er das französische Algerien liquidieren will und es damit dem Kommunismus ausliefert, und Sie werden es bald erleben: es ist das Ende vom Lied."

Nichts natürlich liegt dem Nationalheros de Gaulle ferner als das! Er will das brüderliche Algerien, er will um jeden Preis die „République algérienne". Am 4. November 1960 sagte er im Fernsehen: „Der Weg führt nicht mehr zu einem vom französischen Mutterland regierten Algerien, sondern zu einem algerischen Algerien. Das bedeutet: zu einem gleichberechtigten Algerien, in dem die Algerier selbst über ihre Geschicke entscheiden werden, einem Algerien, in dem die Verantwortung in den Händen der Algerier liegen wird, einem Algerien, das, wenn die Algerier wollen – und ich hoffe, dies wird der Fall sein –, seine Regierung, seine Institutionen und seine Gesetze haben wird." Aber darin sehen eben die Europäer in Algerien eine Liquidation.

Der Pascha von Marrakesch als warnendes Beispiel

Ich habe seit über fünfundzwanzig Jahren viele gute Freunde und Bekannte in Algerien. Manche traf ich im Dezember 1960 nicht mehr an. Sie waren nach Frankreich zurückgekehrt, ja selbst unter Protest ins Ausland gezogen. „Wir schämen uns Frankreichs", sagten mir andere „De Gaulle, den wir doch an die Macht gebracht haben, verrät uns. Er verrät auch die braven Muselmanen, die für eine loyale Zusammenarbeit mit Frankreich Jahre und Jahrzehnte gekämpft haben. Erinnern Sie sich, was mit dem alten Pascha von Marrakesch, dem Glaoui, geschehen ist? Vierzig Jahre stand er auf Seiten Frankreichs. Dann hat man ihn fallengelassen und tatenlos zugesehen, wie seine Familie von den Vasallen des Königs von Marokko umgebracht und entrechtet wurde. Tausenden, nein, Zehntausenden Muselmanen wird es in Algerien ähnlich ergehen, nachdem sie auf Frankreich gebaut hatten und nun von Frankreich verlassen werden."

Ein wohlhabender Geschäftsmann erklärte mir: „Wenn ich mich jetzt mit meiner Familie ‚absetze' und mein Geschäft nach Marseille verlege, so deshalb, weil ich vor allem anderen den Rassismus der Muselmanen fürchte. Ich selber und meine französischen Freunde, wir haben niemals in Algerien Rassenpolitik getrieben. Aber der Bürgerkrieg hier und all das, was er im Gefolge gehabt hat, ließ auch das Rassenbewußtsein der Muselmanen wachwerden: der algerische Krieg ist auch ein Rassenkrieg geworden. Dieser Rassismus dürfte aber auch dann nicht wieder zum Stillstand kommen, wenn Präsident de Gaulle sich vielleicht in letzter Minute doch noch – es gibt ja Wunder! – durchsetzen sollte. Christen und Europäer werden hier in Zukunft kaum noch Lebensmöglichkeiten haben. Auch die zur Macht kommenden algerischen Kommunisten werden dafür sorgen. Aber was das schlimmste ist: An diesem Rassismus sind vor allem die Faschisten unter den Franzosen beziehungsweise unter den Algerien-Franzosen schuld."

Ich fragte erstaunt: „Faschisten?" Er antwortete: „Natürlich sind beispielsweise die Ultras Faschisten. Sie machen faschistische Rassenpolitik. Sie bekämpfen nicht allein die Juden, sie bekämpfen auch mit typisch faschistischen Methoden die Araber, die ja auch Semiten sind. Unter Hitlers Druck befürwortete eine kurze Zeit lang Marschall Pétain in Algerien Rassenpolitik. Aber was sich damals hier abspielte, war ein Kinderspiel gegen das, was heute exemplifiziert wird. An unsere Zukunft denken wir wirklich nur mit Grauen."

Belagerungszustand

De Gaulles Mitarbeiter wissen gewiß von alledem. Daher wohl ihre diktatorischen Maßnahmen in ganz Algerien. Reist man durch das Land, so bemerkt man überall und ständig, daß es sich in einem Belagerungszustand befindet, wie er ernster kaum vorstellbar ist.

In den Straßen Algiers, der Hauptstadt, patrouillieren ununterbrochen Soldaten, neuerdings vor allem die Paras, Fallschirmjäger. Man kann weder ein Museum noch ein Warenhaus besuchen, ohne eine Leibesvisitation über sich ergehen lassen zu müssen. Infolge des immer wieder verhängten Ausgehverbots am Abend spielen die meisten Kinos nur nachmittags. Hat man sich eine Kinokarte gekauft, muß man bis zum Ende der Vorstellung im Saal bleiben. „Warum denn das?" fragte ich einen Kinobesitzer. Er antwortete: „Es ist wiederholt vorgekommen, daß Terroristen Bomben in ein Kino getragen haben, und es danach sofort wieder verließen. Wenn heute einer Lust verspürt, eine Zeitbombe in ein Kino zu legen, dann soll er auch das Risiko tragen, selber mit in die Luft zu fliegen."

Alle Flugplätze sind mit Stacheldraht umgehen, selbstverständlich auch alle militärischen Lager. Viele Dörfer haben Stacheldrahtschutz, fast alle Hauptstraßen können im Nu durch Stacheldraht, Barrieren und Barrikaden gesperrt werden. Schon seit langem gibt es in Algerien keine Pressefreiheit mehr. Einige Zeitungen und Zeitschriften sind verboten. Was gedruckt wird, steht unter Zensur. Der Informationschef der Délégation Générale du Gouvernement en Algérie erklärte lakonisch, es sei keine Zensur der Meinung, sondern eine Zensur zum Schutze des Staates.

Nur mit allergrößten Vorsichtsmaßnahmen kann man sich mit Nichtgaullisten unterhalten. Es besteht Versammlungsverbot, Gruppen von mehr als zehn Menschen dürfen nicht zusammentreffen und debattieren. Studentische Organisationen sind bis auf eine, die rein progaullistisch ist, verboten. Die Gefängnisse sind überfüllt, auch die Straflager. Und hier trifft man eben nicht nur Muselmanen, sondern auch zahlreiche Europäer, was zu weiterer Verbitterung führt. Ein Beamter, der an Maßnahmen der Regierung de Gaulles Kritik übt, muß gewärtig sein, eine Stunde später entlassen und nach Frankreich deportiert zu werden. Solche Versetzungen sollen fast täglich vorkommen. Die Funktionäre, mit denen man als Ausländer spricht, sind von größter Zurückhaltung, und die Gespräche mit ihnen erschöpfen sich fast nur in Höflichkeitsphrasen.

Ich sagte einmal bei einer Besichtigung der Erdgasstation Hassi R'Mel, daß ich die Arbeit einiger neuer Spezialeinheiten der Armee zu schätzen wisse, auch das, was in der Sahara auf den Ölfeldern geleistet werde. Aber, so fragte ich vorsichtig, ob alle diese Maßnahmen nicht „vielleicht zu spät kämen?" Mein „peut-être trop tard", diese harmlosen drei Wörtchen, dabei noch in geschlossener Gesellschaft ohne aggressiven Ton gesprochen, wurden mir derart übel genommen, ich wurde in solch rücksichtsloser Weise attackiert, daß ich befürchtete, ins Gefängnis geworfen oder günstigenfalls des Landes verwiesen zu werden. Nur durch Fürsprache eines Mannes, der mich gut kannte, wurde der vorzeitige Abbruch meiner diesmaligen Studienfahrt verhindert.

Es hat wohl selten in einem Bürgerkrieg der Weltgeschichte derart zahlreiche und derart verhärtete Fronten gegeben wie in diesem furchtbaren Algerienkrieg im Schatten der globalen Ost-West-Auseinandersetzungen. Dabei kann man natürlich nicht genug betonen, daß an dieser Situation keineswegs de Gaulle allein die Schuld trägt, sondern im Gegenteil in erster Linie all jene früheren französischen Regierungen, die der politischen, ökonomischen und kulturellen Entwicklung in Algerien nicht ausreichend Aufmerksamkeit und Fürsorge geschenkt haben. Auch in Algerien erntet man heute, was europäische Kolonialisten und Imperialisten mit einem Zynismus gesät haben, der jegliche Menschenrechte verachtete. 1835 sprach der „Bürgerkönig" Louis Philippe: „Was macht es, wenn in Afrika hunderttausend Gewehrschüsse losgehen? Europa hört es doch nicht!"

Mönche in Uniform

Ein seltsames Phänomen ist in Algerien eine Spezialeinheit der französischen Armee, die eng mit der zivilen Verwaltung zusammenarbeitet. Im Novemher 1954 schlug der damalige Generalgouverneur Jacques Soustelle (heute einer der erbittertsten Gegner de Gaulles) vor, daß die Armee nicht nur gegen die Terroristen kämpfen, sondern zugleich Aufhauarbeit leisten solle. Es wurden durch General Parlange für das Land die „Sections Administratives Spécialisés" (S. A. S.) und für die Städte die „Sections Administratives Urhaines" (S. A. U.) ins Leben gerufen. Ihre erste Aufgabe war, sich der Zivilbevölkerung anzunehmen, die in den von den Aufständischen hedrohten Gebieten lebte oder die aus solchen Gehieten, die von den Terroristen heherrscht wurden, floh und der ein neues Zuhause geschaffen werden mußte.

Es wurden Centres de regroupement gegründet. Hierbei handelt es sich um neue Dörfer für die Flüchtlinge. Die notwendigen Häuser werden von den Sonderverwaltungsdiensten zusammen mit der männlichen Bevölkerung der Flüchtlinge gehaut. Die Dörfer werden mit Schulen, Moscheen oder Kirchen und mit Krankenstationen versehen, neue Straßen sorgen für die Verbindung mit anderen Centres, Dörfern und

Städten. Die Verwaltung der Centres de regroupement liegt in den Händen der Muselmanen, ihnen wird jedoch assistiert durch Offiziere und Soldaten von S. A. S. oder S. A. U. Teils sind sie Berater oder Ausbilder, teils geben sie Unterricht, oder sie wirken als Ingenieure, Techniker, Ärzte, Krankenpfleger. Im Hinterland Algeriens sind heute von 800 Ärzten 600 Militärärzte, in rund 1000 Schulen wird von Soldaten unterrichtet, 700 Offiziere der S. A. S. helfen in der Verwaltung der gefährdeten Gebiete, 100 Geologen und Ingenieure der S. A. S. und S. A. U. helfen den Öl- und Erdgas-Konzernen in der Sahara.

Die Begegnungen mit den Männern dieser Spezialeinheiten gehörten zu den wenigen erfreulichen Erlebnissen während meiner letzten Algerienfahrt. Diese meist noch jungen Männer scheinen ein völlig neuer Typ Soldat zu sein. Nietzsche schrieb von „soldatischen Mönchen" und von „mönchischen Soldaten". Von ihrer Gesinnung liest man bei Antoine de Saint-Exupéry und bei Albert Camus. Sie wird hier von diesen Spezialeinheiten gelebt, praktiziert – mit Leidenschaft, mit Opfermut, mit humanistisch-christlicher Nächstenliebe. Die S. A. S. bewacht auch die Felder vor Terroristen, schützt die Bevölkerung, wenn sie die Ernte einbringt, bewacht lebenswichtige Wasserleitungen, Elektrizitätskabel, Straßen und Brücken. Es ist ein Korps wirklich ausgezeichneter junger und vor allem unvoreingenommener Franzosen; denn fast keiner von ihnen hat vorher in einer Kolonialarmee gedient.

Wem gehört die Sahara?

Dann aber gibt es noch die Sahara mit ihrer neuen Industrie. Die Sahara-Wirtschaft ist allerdings bereits zu einem Streitobjekt zwischen französischem und afrikanischem Nationalismus und damit auch zwischen Ost und West geworden. Es geht um die Frage: Wem gehören die Sahara und ihre Schätze, die erst seit wenigen Jahren zutage gefördert werden?

Algerien wird schon von jeher nicht als Ganzes verwaltet; es gibt das eigentliche „Algérie" und die südlichen Territorien, die Sahara-Departements. Im Juni 1957 wurde in Paris sogar ein eigenes Sahara-Ministerium gegründet. Seit einigen Monaten wird von einer eventuell notwendigen Teilung Algeriens geflüstert. Das Land, so heißt es, müsse vielleicht, wenn alle anderen Pläne de Gaulles sich zerschlagen sollten, nach ethnischen Gruppen aufgeteilt werden. Die Araber, Berber, Kabylen und schließlich die Algerienfranzosen zusammen mit den Naturalisierten müßten unter Umständen in einer Föderation von Klein-Staaten zusammengefaßt werden. Doch an diese Möglichkeit glauben wohl selbst die größten Phantasten nicht mehr.

Ein anderer Plan sehe vor, die Sahara völlig abzutrennen von Algerien, ihr eine eigene, rein französische Verwaltung zu geben, hier also gewissermaßen einen neuen Staat auszurufen. Aber die Sahara ist ja umgeben von fast ausschließlich muselmanischen Ländern! Ist denn anzunehmen, daß die Pipe-lines, die das Erdöl und das Erdgas zum Meer transportieren, weiter wie bisher unbehelligt durch diese Länder geführt werden könnten? Ist nicht vielmehr zu befürchten, daß sich eines Tages auch die Saharavölker mit Ansprüchen gegenüber Frankreich melden und feierlich proklamieren: „Das Öl und das Erdgas der Sahara gehören uns!"?

Solche Gedanken beunruhigen besonders die Gegner de Gaulles. Soustelle sagte im Barrikaden-Prozeß im Dezember 1960 in Paris, er sei auch deshalb gegen de Gaulles Pläne, weil niemand mit gesundem Menschenverstand daran denken könne, daß es möglich sei, die Sahara ohne Algerien zu bewahren: „Aber das Erdöl und das Erdgas der Sahara bedeuten für Frankreich im Jahre 1965 die energetische Unabhängigkeit!"

An vierzig Stellen wird gebohrt

Ich bekam Gelegenheit, einiges von dem zu sehen, was die Franzosen in letzter Zeit in der Sahara geleistet haben. Es ist fraglos gewaltig! Als ich vor fünf Jahren durch die Sahara zog, gab es genau wie vor über 20 Jahren nur jene elenden Pisten, die sowohl den Kamelreiter als auch den Fahrer eines Wagens oft verdrossen und ihn häufig in Lebensgefahr brachten. In den letzten drei Jahren haben die großen Erdöl- und Erdgas-Konzerne einen „Grand Boulevard" von Hassi Messaoud aus in einer Länge von fast neunhundert Kilometern (Preis pro 1 km: 200000 DM) durch die Sahara gelegt. Dieser „Sahara-Boulevard" ist durchaus mit einer Straße erster Ordnung in Deutschland zu vergleichen. Sieht man von gelegentlichen, meist harmlosen Sandverwehungen ab, so ist es heute also kaum mehr eine besondere Sache, im Auto durch diesen Teil der Sahara zu reisen.

An über vierzig Stellen wird in der Sahara nach Erdöl gebohrt, das weit über dreitausend Meter tief unter der Erdoberfläche liegt. Konzessionen wurden bisher fast für die gesamte Mittel- und Ostsahara erteilt. Man schätzt die Ölreserven auf wenigstens 400 Millionen Tonnen. Im Juli 1963 soll in Algier eine Erdölraffinerie errichtet werden – mit 2500000 Tonnen Jahresleistung wäre sie die zweitgrößte des afrikanischen Kontinents.

Die erste Pipe-line wurde 1959 in Betrieb genommen, und das Öl läuft seitdem unaufhörlich an die Mittelmeerküste nach Bougie. Die Pipe-lines liegen größtenteils unter der Sahara, wesentliche Anschläge sind in den letzten Monaten auf sie nicht erfolgt. Die Pipe-lines für das Erdgas aus Hass R'Mel sind gleichfalls fertiggestellt, und in wenigen Monaten schon wird das Gas nach Arzew und Oran sowie nach Orléansville und Algier strömen. Es wird aber nicht allein in Algerien verbraucht, sondern in Spezialleitungen nach Europa weitergeleitet oder in flüssiger Form auf Spezialschiffen weitertransportiert werden.

Fackeln in der Wüste

Das Leben der Franzosen in der Wüste, die sich mit der Förderung des Erdöls und Erdgases befassen, ist eintönig. Die Erdöl- und Erdgas-Konzerne bemühen sich daher, ihren Angestellten und Arbeitern jede erdenkliche Extraleistung zu bieten. Die Löhne und Gehälter liegen über dem Durchschnitt, die Verpflegung ist geradezu luxuriös. Den Männern wird weitaus mehr geboten, als sie sich normalerweise zu Hause leisten könnten. Nicht selten stehen Hummern auf der Speisekarte, so sagte man mir. Alle Lager haben Restaurants und Bars. In Hassi Messaoud, im Camp der Maison-Verte (700 Mann, Frauen sind unerwünscht!) gibt es u. a.: zwei Tennisplätze, einen Fußballplatz, einen Volleyball-Platz, einen Lesesaal mit 1000 Büchern, ein

Aus der Geschichte der Markenwerbung · Folge 34

Einen furchtbaren Schlag

wird ohne Zweifel allen Löffelfabriken die Herstellung eines soeben erfundenen Löffels von gänzlich neuem Typus versetzen — des Löffels des XX. Jahrhunderts, welcher bereits in allen industriellen Staaten Europas und Amerikas patentiert wurde.

Dieser neue Löffel besitzt eine ganze Reihe von Vorzügen, deren wichtigste folgende sind: 1) **die wunderbar einfache und sinnreiche Konstruktion;** 2) **die aussergewöhnliche Leichtigkeit** (er ist um 50—75% leichter, als die heutigen); 3) **die hervorragende Dauerhaftigkeit;** 4) **die imponierende Wohlgestalt und Eleganz;** 5) **die absolute Unempfindlichkeit gegen chemische Einwirkung aller Säuren,** welche gewöhnlich in grösseren oder kleineren Mengen in den Nahrungsmitteln enthalten sind; 6) **hervorragender Widerstand gegen das Anhaften aller Verunreinigungen und der für unsere Gesundheit schädlichen Bakterien;** 7) **die ungemein grosse Leichtigkeit der Reinigung** nach jedesmaligem Gebrauch (reines Wasser genügt vollkommen, alle Putzpomaden und ähnliche giftige Salben sind ganz unnötig); 8) **vollkommene Sicherheit gegen ansteckende Krankheiten** (die heutigen Löffel aus Metall geben uns diese Garantie nicht); 9) **das sehr angenehme Aussehen** (schon der Anblick des Löffels allein ruft Appetit zum Essen hervor); 10) **die sehr grosse Brauchbarkeit;** 11) **die erstaunliche Schnelligkeit und Leichtigkeit der Fabrikation** (wird ausschliesslich maschinell hergestellt); 12) **die fabelhafte Billigkeit** (die billigste Sorte, welche sehr gut mit den besten jetzigen Sorten der Löffel konkurrieren kann, wird bei Verkauf für 10 Pfennig pro Stück noch 100% Reingewinn geben); 13) **der riesige Absatz** (wenn nur ein Zehntel der Bevölkerung Deutschlands sich mit diesen Löffeln versehen wollte, dann würde man schon jährlich 10—12 Millionen Stück producieren müssen); 14) **völlige Konkurrenzlosigkeit während der Zeit von 15 Jahren** (Dauer des Patentes); usw. usw.

Es leuchtet ein, dass der Löffel in Folge seiner guten Eigenschaften einen recht grossen Erfolg haben muss und von jedem gern angekauft werden wird, sobald er im Verkauf erscheint. Als Handelsartikel **wird er keiner Reklame bedürfen, da er alles auf diesem Gebiete bisher geleistete übertrifft, sich also ganz von selbst genügend empfiehlt.** Alle bisher gebrauchten Löffel werden nach Beginn der Fabrikation dieses Löffels (in Russland wird die Fabrikation unverzüglich beginnen) in die Schmelze wandern müssen.

In Russland hat dieser Löffel schon **als sehr hygienisch und praktisch allgemeine ärztliche Anerkennung gefunden und ist heutzutage,** im Zeitalter der Bakterien, Bacillen, Mikroben und ähnlicher, für uns schädlicher Mikroorganismen, **für jedermann ein sehr begehrenswerter Artikel.**

Mit Rücksicht auf die riesenhaften Dimensionen, welche die Fabrikation dieses Löffels, **als eines Massenartikels im weitesten Sinne des Wortes,** erreichen kann, wäre es für die Ausbeutung am vorteilhaftesten, **eine Aktiengesellschaft** zu gründen; dabei wäre es gut, um dem Löffel schneller einen allgemeinen Weltruf zu verschaffen, ihn sofort in allen seinen Abänderungen herzustellen, wie: als Esslöffel, Kaffeelöffel, Dessertlöffel u. s. w., und zu der demnächst beginnenden Weltausstellung nach Paris zu schicken; **die grosse goldene Medaille wäre dafür sicher.**

... Adresse in Augenschein genommen werden.

Die noch übrig gebliebenen Patente sind unter folgenden Bedingungen zu verkaufen: **das deutsche Patent für 250000 Mark, das österreichische für 200000 Kronen, das ungarische für 150000 Kronen** und **das französische für 250000 Frcs.**

Wer von den Herren Grossindustriellen oder Kapitalisten eines der oben genannten Patente zwecks Ausbeutung des Löffels in seinem Lande ankaufen möchte, beliebe seine Offerte unter der Adresse

Herrn Trzeciśdeicz-Retycz in Lodz (Polen)

einzusenden.

Einen furchtbaren Schlag

hinter die Löffel wollte Herr Trzeciśdeicz-Retycz aus Lodz allen Löffelherstellern der Welt im Jahre 1900 versetzen, denn er hatte einen neuen Löffel erfunden. Den Löffel des XX. Jahrhunderts, der alle anderen Löffel in Grund und Boden löffeln sollte. Aber lesen Sie die Geschichte am besten selbst in der Originalanzeige.

Eigentlich gehört die ganze Löffel-Arie nicht in unsere „Geschichte der Markenwerbung". Aber wir sagten uns, ein bißchen Spaß muß auch einmal sein und zum anderen bringt dieses Inserat eine wichtige Erkenntnis, die auch heute noch volle Gültigkeit hat. Bevor man sich nämlich für neue Absatzmärkte interessiert, muß man sehr sorgfältig die Kauf- und Lebensgewohnheiten dieser Gebiete erkunden. Das tat Herr T. R. nicht. Es war ihm völlig unbekannt, daß in Deutschland seit 100 Jahren eine sehr angesehene Besteckfabrikation ansässig ist, die die ganze Welt mit einem reichhaltigen Sortiment hochwertiger Erzeugnisse beliefert.

Auch schätzte man in den deutschen Familien von jeher die reich gezierten Muster aus Silber, Alpaka, mit Ebenholzgriff oder Elfenbein. Zum gutgedeckten Tisch gehörte in allen Familien eine schöne Besteckgarnitur. Diese wollte Herr T. R. durch einen Blechlöffel für 3 Pfennig Herstellungskosten ersetzen. Das mußte ins Auge gehen.

Frankfurter Illustrierte

Frisch schmeckt jeder Tag mit

BiOX ULTRA

Strahlende Schönheit gesunder Zähne - köstlich reiner Atem - das ist die Wohltat von BiOX ULTRA. Aktivierter Sauerstoff, feinstverteilt im ULTRA-Schaum, trägt Wirkstoffe bis in die engsten Zahnzwischenräume, beugt Mund- und Zahnkrankheiten vor und reinigt Zähne und Zahnfleisch gründlich von schädigenden Stoffen. Wer seine Zähne liebt, pflegt sie mit BiOX ULTRA

die Sauerstoffzahnpasta mit dem Ultra-Schaum

Der Griff nach Afrika

Swimmingpool, ja, selbst ein Theater, wie man es in solcher Eleganz und mit so neuzeitlicher technischer Ausstattung in mancher europäischen Stadt nicht findet. Es gibt regelmäßig Sportkämpfe, Filme werden gezeigt, es ist geplant, Theatergruppen zu Gastspielen zu verpflichten.

Die muselmanischen Arbeiter, über 6000 im ganzen Erschließungsgebiet, erhalten alle sechs Wochen vierzehn Tage vollbezahlten Urlaub und werden mit Lastwagen und Omnibussen in ihre Dörfer oder Oasen gefahren. Die französischen Ingenieure, Handwerker und Angestellten haben alle drei Wochen acht Tage vollbezahlten Urlaub und ein Anrecht darauf, gratis zu ihren Familien nach Algier (oder zeitweise sogar nach Frankreich) geflogen zu werden. In der Sahara gibt es heute eine Reihe Privatflugplätze dieser großen Erdöl- und Erdgas-Gesellschaften, die neben Chartermaschinen auch ihre eigenen Helikopter oder Flugzeuge besitzen.

Aus diesen Gebieten ist die schöne alte Sahara-Romantik völlig entschwunden. Zwar gibt es noch einige „Kamele vom Dienst", aber Karawanen ist es verboten, hier vorbeizuziehen oder gar ihre Zelte aufzuschlagen. Man befürchtet, daß Aufständische sich als Beduinen tarnen. Helikopter steigen täglich zu Erkundungsflügen auf. Auch hier natürlich überall Stacheldrahtverhaue und Militär.

Das Erdgaslager von Hassi R'Mel ist schon wiederholt von Terroristen attackiert worden, die Angriffe konnten abgeschlagen werden. Das Camp hat nicht nur einen Stacheldrahtverhau, sondern obendrein eine Befestigungsmauer, verstärkt durch Sandsäcke. Das gesamte europäische Personal ist bewaffnet, die Revolver sind mit Ketten am Gürtel befestigt, damit sie nicht verlorengehen oder geraubt werden können. Es besteht die Anweisung, die Schußwaffen auch im Bett neben sich zu haben.

Ein wirklicher Ernstfall ist bisher in der Sahara nicht eingetreten. Die Pétroliers hüten sich im übrigen, wegen der angespannten politischen Lage und des Spitzelsystems, davon zu sprechen. Aber unter vier Augen gestehen sie: „Wir sind natürlich auf alles gefaßt, auch daß wir hier vielleicht eines Tages mal Hals über Kopf fortmüssen." In einem solchen Unter-vier-Augen-Gespräch fragte ich auch: „Glauben Sie, daß Sie unter den Muselmanen, mit denen Sie arbeiten, schon solche Experten haben, die in der Lage sind, die Erdöl- oder Erdgasgewinnung allein fortzusetzen?"

„. . . russische oder chinesische Experten"

„Unter unseren Leuten dürften sie kaum zu finden sein", lautete die Antwort. „Aber in Algier gibt es bestimmt auch unter den Muselmanen Öl- und Erdgas-Experten. Wenn aber am Tage X diese nicht ausreichen sollten, wird ein Funkspruch genügen, und die Russen oder die Chinesen senden ihre Experten zu Hilfe. Es ist ja kein besonders schwieriges Geschäft, das wir hier betreiben. Jeder mittlere Ingenieur weiß heute, wie eine solche Anlage funktioniert."

So stand also selbst ein privates Gespräch über Erdöl- und Erdgasgewinnung in der Sahara im Zeichen des Ost-West-Konflikts. Man weiß auch hier, daß die Afrikaner, in diesem Falle die Algerier oder Saharavölker, den Osten zu Hilfe rufen werden, wenn der Westen freiwillig geht oder auf Grund ungünstiger politischer Entwicklung verjagt wird. Und die kommunistischen Länder warten nur auf den Augenblick, da sie – gerufen oder auch nicht – eingreifen können. Sie sind seit langem darauf vorbereitet: die Sowjetunion genauso wie Rotchina.

Im nächsten Heft:

Mao Tse-tungs Memorandum – „Eine Welle der Revolution über Afrika" – Die Sowjetunion und das Chaos im Kongo – Chruschtschow beginnt zu fordern – Antikolonialismus bei Berliner Kommunisten

Dr. Walter Gerteis

Das unbekannte Frankfurt

Eine lebendige Heimatchronik für alle, die Frankfurt lieben.

In allen Buchhandlungen für DM 12,80

VERLAG FRANKFURTER BÜCHER

HÄMORRHOIDEN

— frei will jeder sein, der daran leidet — Rasch Erleichterung u. Besserung bringt die

Myfirm-Kur

Reizloser Stuhlgang durch darmfreundlichen Tee; Schmerzen verschwinden, Heilung setzt ein durch Salbe und Zäpfchen mit dem Wirkstoff Persea-Öl. Die **MYFIRM-KUR** erhalten Sie in **Apotheken.** Prospekt B1 umsonst v. **Dr. Müller, Fulda, Postfach 62.**

Schmerzende Hühneraugen

und Hornhaut können Sie oft in einigen Tagen selbst beseitigen durch die millionenfach bewährten echten „W-Tropfen". „W-Tropfen" aufgetragen, verwandeln sich in wenigen Sekunden in ein festes Pflaster. Dieses Pflaster paßt sich genau dem Hühnerauge an. Es trägt nicht auf, es drückt nicht, es stört nicht beim Laufen, und es verschiebt sich nicht. „W-Tropfen" haben eine eigenartige **Tiefenwirkung.** Daher erweichen sie auch den tief in der Haut sitzenden Hornzapfen und jede harte Haut. In einigen Tagen heben Sie das Hühnerauge mit der Wurzel heraus. Auch die Hornhaut schält sich ganz leicht ab. **Orginalflasche in Apotheken und Drogerien zu haben.**

W-Tropfen

Anspruchsvolle wählen

Vater, Mutter

Schwester, Bruder, die ganze Familie hat ihre helle Freude an dem kostenlosen Photohelfer von der Welt größtem Photohaus. Dieses „Familien-Lehrbuch" enthält wichtige Ratschläge, fesselnde Bildreportagen und all die guten Markenkameras, die PHOTO-PORST bei 1/5 Anzahlung, Rest in 10 leichten Monatsraten, bietet. Ein Postkärtchen genügt an

DER PHOTO-PORST Abt. 318 Nürnberg

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 17

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Gotik, 4. Elgar, 7. Brot, 9. Blei, 11. Eros, 13. Solo, 15. Eis, 17. Brosche, 18. Gau, 19. Reis, 20. Stuhl, 21. Rain, 22. Atemnot, 24. Leumund, 26. Ito, 27. Sepsis, 30. Senkel, 33. Leere, 34. Stern, 35. Rondo, 38. Agent, 41. Panier, 42. Gewehr, 44. Lea, 46. Kathete, 49. Torpedo, 52. Tuer, 53. Rache, 54. Isis, 55. Oel, 56. Bandola, 58. See, 59. Maus, 60. Nero, 62. Rahm, 63. Rede, 64. Rubin, 65. Seide. — Senkrecht: 1. General, 2. Ire, 3. Korb, 4. Elle, 5. Leo, 6. Rotunde, 8. Torso, 9. Bohle, 10. Riet, 12. Sottise, 13. Schloss, 14. Hain 16. Siegel, 18. Gaumen, 23. Nase, 25. Urne, 28. Peron, 29. Irade, 31. Etage, 32. Krone, 35. Rastel, 36. Nike, 37. Orleans, 38. Agathon, 39. Ewer, 40. Thiess, 43. Oktober, 45. Rosette, 47. Auer, 48. Traum, 50. Oeler, 51. Dieh, 56. Bahn, 57. Ares, 59. Mai, 61. Ode.

Silbenrätsel: 1. Trainer, 2. Yankee, 3. Radierung, 4. Askari, 5. Nimrod, 6. Najade, 7. Eber, 8. Natorp, 9. Sarkasmus, 10. Import, 11. Nardini, 12. Dolde, 13. Integraph, 14. Nagasaki, 15. Unruhe, 16. Nagelbohrer, 17. Sauerstoff, 18. Eden, 19. Raffinade, 20. Effekt, 21. Nautilus, 22. Teppich, 23. Akelei, 24. Gabriel, 25. Eiszeitalter, 26. Nargileh, 27. Domäne, 28. Indiana, 29. Eichendorff, 30. Gardine: **Tyrannen sind in unseren Tagen die gefaehrlichsten Freiheitsprediger.**

FA 61105

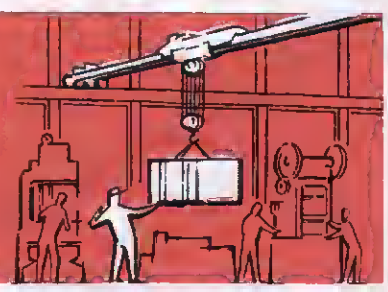
Achtung! Laufkatze

Behalt die Sicherheit im Auge!

Wer schlecht sieht, ist besonders stark gefährdet.

Deine Augen sorgen für Deine Sicherheit — sorge Du für Deine Augen.

2,5 Millionen Betriebsunfälle jährlich ereignen sich in der Bundesrepublik. 7000 davon sind tödlich. Diese Tatsachen mahnen dringend: Lassen Sie Ihre Augen prüfen.



LIEBE in der Sackgasse

Die hier geschilderten Vorgänge und Namen sind so abgeändert, daß Ähnlichkeiten mit anderen Personen oder Geschehnissen nur Zufall wären.

Ein Bericht über Alltäglichkeiten, von denen man nicht gern spricht. Zusammengestellt von Kurt Joachim Fischer

Es war ein Zufall, daß sie sich auf der belebten Geschäftsstraße trafen. Gerhard Tenner hatte diesen Zufall seit Wochen herbeigesehnt; Christiane Leber hatte immer wieder versucht, ihm zu entgehen. Jetzt konnte sie ihrem früheren Chef nicht mehr ausweichen. Er kam auf sie zu, löste sich aus der Menschentraube, die sie noch trennte, und stand dann vor ihr.

Christiane war fest entschlossen gewesen, vorüberzugehen und so zu tun, als habe sie ihn nicht gesehen. Dazu war es jetzt zu spät. Sie kam nicht mehr an Gerhard Tenner vorbei.

Er stand ihr im Wege, und als sie doch noch ausweichen wollte, bob er beide Arme seitlich hoch, als müsse er eine Barriere vor ihr aufbauen.

„Christiane, ich ertrage das nicht mehr."

„Bitte, Gerhard, ich beschwöre dich... Es muß Schluß sein. Wir dürfen uns nicht mehr sehen, nie mehr."

„Ich kann nicht. Ich habe es versucht. Aber es geht nicht ohne dich."

„Es muß gehen. Du mußt eine Lösung finden. Ich will nicht mehr..."

„Doch", widersprach er, „du willst. Genau wie ich."

Sie stand vor ihm, ihr Gesicht war blaß geworden. Sie sah die Menschen nicht mehr, die an ihr vorübergingen, sie sah nur noch Gerhard Tenners Gesicht vor sich, das sie liebte, seine Augen, die sie forschend anblickten, zärtlich, ergeben, voller Sehnsucht und Wünsche.

Er nahm ihr die Tasche mit den Lebensmitteln ab, die sie eingekauft hatte, und sie gingen wortlos nebeneinander her. Sie liebten sich, verzweifelt und auswegslos, sie waren aneinander verloren, und es gab keine Lösung, wie es in diesen Minuten schien.

Christiane schloß die Haustür auf, sie stiegen die Stufen zu ihrer Wohnung hinauf, ohne im Treppenhaus Licht zu machen. Als sie in der kleinen Wohnung standen, fielen sie sich in die Arme und küßten sich.

„Ich liebe dich. Ich kann nicht ohne dich sein. Diese drei Wochen waren die Hölle für mich." Sie hörte seine Stimme, und sie hätte das gleiche sagen können. Sie wußte, daß es Wahnsinn war, ein Verbrechen, eine Sünde, ihn zu lieben. Aber das Leben schien ihr ohne Sinn, wenn es ihn nicht gab.

Sie spürte die Kraft seiner Arme. Sie fühlte, wie ihre eigene Kraft sie verließ, und sie ergab sich seinen Zärtlichkeiten.

*

Christiane Leber war vor einem halb Jahren als technische Zeichnerin in das Architekturbüro Tenner gekommen, ein paar Tage, nachdem der Textilkaufmann Johannes Leber die Scheidungsklage eingereicht hatte. Die Ehe war hoffnungslos zerrüttet, weil Johannes Leber ausgerechnet mit Christianes bester Freundin, Brigitte Ross, ein Verhältnis unterhielt.

Brigitte Ross, die sich Biggie nannte, war Mannequin, war genau so alt wie Christiane und nicht minder hübsch. Die beiden Mädchen waren zusammen in die Schule gegangen. Christiane hatte Modezeichnerin werden wollen, aber sie wurde Graphikerin und schließlich technische Zeichnerin.

Durch Biggie lernte Christiane den fröhlichen, leichtlebigen Johannes Leber kennen, einen Mann von mitreißendem Charme. Als sie heirateten, ahnte Christiane nicht, daß Johannes Leber schon damals ein Verhältnis mit Biggie hatte und daß er diese Bindung in den Jahren ihrer Ehe unverändert beibehalten würde. Johannes Lebers Beruf brachte es mit sich, daß Christiane viele Tage allein bleiben mußte. Sie kümmerte sich um Ingrid, das Kind aus der ersten Ehe ihres Mannes, erzog es, half der Zehnjährigen bei den Schularbeiten und – wartete auf ihren Mann. So lange, bis ein Zufall sie darüber aufklärte, wohin die angeblichen Geschäftsreisen ihren Mann führten.

Eines Abends wurde Ingrid krank, sie hustete. Christiane hatte ein gutes Hustenmittel; beim Suchen erinnerte sie sich, daß sie es kurz vorher Biggie gegeben hatte. Es handelte sich um ein rezeptpflichtiges Medikament, und um sich den Weg zum Arzt zu sparen, ging sie durch den Regen zu Biggie. Sie fand nicht nur eine völlig verstörte Freundin, die mit aller Macht verhindern wollte, daß Christiane die Wohnung betrat, sie fand, mißtrauisch geworden und schließlich in die Wohnung eingedrungen, ihren Mann in einer Situation vor, die völlig eindeutig war.

Christiane ließ sich das Hustenmittel geben – das vergaß sie nicht – und hetzte wie gejagt durch den Regen nach Hause zurück.

Johannes Leber erschien spät in der Nacht und wollte erklären. Aber Christiane nahm keine Erklärungen an, keine Deutungen, keine Entschuldigungen und keinen Vorschlag, wie es weitergehen könnte.

Sie bestand auf der Scheidung. Sie wußte, daß an dieser Ehe nichts mehr zu retten war. Und sie suchte eine Stellung. Gerhard Tenner nahm sie an, und Christiane begann sofort mit der Arbeit. Ingrid kam zu den Eltern ihres Mannes. Christiane behielt die Wohnung; sie räumte die Zimmer um und vermietete zwei Räume an Studentinnen. Sie selbst begnügte sich mit dem kleinsten Zimmer und der Küche. Denn Johannes Leber, der zu Biggie gezogen war, hielt es nicht für nötig, seiner nun wieder berufstätig gewordenen und selbstverdienenden Frau auch nur einen Pfennig zukommen zu lassen.

Christiane nahm ihr Leben wieder in ihre Hände. Sie arbeitete bei Gerhard Tenner, einem weithin bekannten Architekten. Sie bewunderte ihn. Nicht als Mann, sondern als großen Könner. Er war Anfang der Vierzig, sie war neunundzwanzig. Daß er schon nach wenigen Tagen ihre Nähe suchte, bemerkte sie nicht. Sie ging jedem Gedanken an einen Mann aus dem Wege.

Das Gerede der Kollegen hörte sie kaum. Es interessierte sie nicht: „Seine Ehe taugt nichts. Seine Frau, Martina Tenner, ist ein Besen", sagten sie. „Und er, der gute Tenner, hat nicht einmal den Mut, sich selbst einzugestehen, daß er sich in dieser Frau gründlich geirrt hat. Ihr gegenüber ist er feige. Keine Spur von Courage. Sonst so ein prima Bursche... In der Arbeit selbstbewußt und hart, da gibt es nichts... Seine Pläne setzt er durch gegen jeden Widerstand. Und hinterher stellt sich raus, daß er wieder mal recht gehabt hat. Aber in seiner Ehe – weich und nachgiebig, ein Waschlappen."

Christiane war es gleich, was für eine Ehe der Chef führte. Aber als sie begann, sich von dem Leben mit Johannes Leber zu distanzieren, je mehr die Erinnerung an diese Jahre ihrer eigenen Ehe zurücktraten, da begann sie auch, neugierig auf diese Frau Martina zu werden, die, als Tochter eines berühmten Architekten, offensichtlich viel Geld in die Ehe mitgebracht hatte und sich daher die Freiheit nahm, ihr Leben nach ihrem Geschmack einzurichten.

Die Angestellten ihres Mannes waren für sie Domestiken. Sie sprach nur mit Gleichberechtigten, die Angestellten sah sie überhaupt nicht. Sie kümmerte sich nicht darum, was in dem Büro ihres Mannes vor sich ging. Sie fuhr mit ihrem Wagen herum, liebte ihre Pudel, vertrieb sich die Zeit bei Modenschauen und beim Friseur, besuchte eine Party nach der anderen, spielte Tennis und fuhr zum Golf, um dort zu flirten, und pflegte ihre Schönheit.

Zwischen Martina und Gerhard Tenner bestand keinerlei Harmonie. Das fühlte Christiane schon, als sie Martina Tenner zum erstenmal erlebt hatte. Sie begriff, daß ihr Chef, ein besessener, leidenschaftlicher Arbeiter, von der Lebensart und den Allüren seiner Frau abgestoßen sein mußte. Aber was ging ihr Chef sie an? Sie hatte sich geschworen, sich nie wieder für einen Mann zu interessieren.

Ihre Einstellung Gerhard Tenner gegenüber war eine Mischung von Ironie und Spott, von Genugtuung und einem leisen Bedauern. Er war ein Geschlechtsgenosse von Johannes Leber – sollte er ruhig unzufrieden und unglücklich sein! Es tat ihr gut, daß es ihm nicht viel anders erging als ihr selbst. Da er als Chef anständig war, bedauerte sie ihn zwischendurch ein bißchen. Nicht sehr, denn schließlich hatte ihn niemand gezwungen, vor fünf Jahren diese Frau zu heiraten. Sollte er gefälligst die Folgen selbst tragen, wenn er diese Dummheit begangen hatte!

*

Christiane arbeitete. Das war das einzige, was sie wirklich interessierte. Seit zwei Monaten verlor sie sich völlig an die Arbeit, um vergessen zu können...

Sie zeichnete an den Plänen für eine Hochgarage. Am nächsten Tag mußten die Pläne fertig sein. Die anderen Zeichner waren schon gegangen, sie hatte wenigstens noch eine Stunde zu arbeiten, und es war schon neun Uhr am Abend.

Sie rauchte, weil sie Hunger hatte. Sie hätte sich am liebsten auf die Couch gelegt und geschlafen. Aber die Pläne mußten noch an diesem Abend zur Post. Die Begleitbriefe waren schon geschrieben. Eilboten, Einschreiben... Sie sollte das Paket auf dem Nachhauseweg zur Post bringen.

Sie war müde und wütend. Zog ihre Linien und schimpfte dabei – als plötzlich Gerhard Tenner neben ihr stand.

„Warum schimpfen Sie denn?" fragte er.

„Weil ich das noch fertig machen muß. Soll noch zur Post heute abend. Sie wissen's doch selbst." Ihre Antwort klang ein wenig patzig.

Tenner ging wieder, und Christiane war froh darüber. Sie arbeitete lieber allein und in Ruhe.

Nach zehn Minuten kam er zurück, brachte einen Teller mit belegten Broten und eine Flasche Wein und leistete Christiane Gesellschaft, bis sie den letzten Strich gezogen hatte. Er blieb bei ihr, schenkte ihr Wein ein, schob ihr immer wieder ein Brot zu, und sie aß und trank bei der Arbeit, ohne es recht zu merken.

Zwischendurch sprach sie ein paar Worte, über die Arbeit, über kleine Probleme des Büros. Dann fragte er:

„Was verdienen Sie eigentlich bei mir? Wie leben Sie? Ich weiß überhaupt nichts von Ihnen."

Und Christiane wunderte sich, daß sie, die niemals über sich selbst sprach, ihm sogar von ihrer gescheiterten Ehe und ihrer Scheidung erzählte.

LIEBE in der Sackgasse

Gerhard Tenner hörte still zu, sah ihr bei der Arbeit zu und sprach selbst nichts. Nur, als sie endlich fertig war:

„Jetzt bringe ich Sie zur Post und dann fahre ich Sie nach Hause."

Bevor er sie nach Hause fuhr, saßen sie noch eine halbe Stunde in einem Café. Und als Tenner sie schließlich vor ihrer Haustür absetzte, wußte sie eigentlich nur, daß seine Ehe nicht sonderlich glücklich war – während er von ihr alles wußte.

Als Christiane im Bett lag, als aus dem Nebenzimmer, in dem cand. phil. Albertine Butschillinger wohnte, ein wie ihr Name originelles und vergnügtes Mädchen, da war Christiane überzeugt, daß ihr Chef eigentlich ein armer, bedauernswerter Bursche war. Seine Frau ging ihre eigenen Wege und rechnete ihm dauernd vor, daß es ihr Geld

Christiane sah die Menschen nicht mehr, die vorübergingen, sie sah nur noch das Gesicht des Mannes, das sie liebte
Zeichnung Graziol

als sie aus dem Kino kam, und als er sie mit beiden Händen umfaßt hatte, wußte sie, daß sie verloren war. „Ich habe drei Reihen hinter Ihnen gesessen", sagte er.

Am Vormittag hatte er sie, wie zufällig, getroffen und gefragt, was sie am Abend machen würde. Sie hatte vom Kino gesprochen, dem „Alleingang einsamer Mädchen", und da hatte er gewußt, wo er sie treffen würde.

Sie gingen in Christianes Wohnung, sie sanken sich in die Arme und sie versicherten sich, als sie nebeneinander saßen, immer wieder, wie sehr sie sich liebten. Christiane verschloß die Augen vor der Welt, sie dachte an nichts als an sich selbst.

„An was denkst du?" fragte sie ihn.

„An dich. Nur an dich, Christiane." Er dachte nicht nur an Christiane, nicht nur an die Frau, die er liebte, er dachte sehr bewußt auch daran, daß sie seine Angestellte war, daß sie von ihm abhängig war. Und er dachte an die Frau, die zwischen ihnen stand, an Martina. Er sah sie als den Feind, der sie beide vernichten würde, erführe sie auch nur einen Hauch dessen, was an diesem Abend geschah.

Er sprach von seinen Gedanken. Aber Christiane legte ihm die Hand auf den Mund. „Wir brauchen doch nichts zu fürchten. Niemand wird etwas erfahren... Ich will doch nichts von dir und von ihr. Ich werde arbeiten wie bisher. Ich werde weiter die fleißige Christiane Leber sein, die auf die Minute pünktlich zum Dienst kommt und abends pünktlich geht, es sei denn, sie muß unbezahlte Überstunden machen."

Sie konnte ihn nicht beruhigen. „Ich habe Angst", gestand er. „Sie wird es erfahren und sie wird uns vernichten."

„Woher soll sie es wissen? Du mußt nur leben, wie du immer gelebt hast."

So wurde es auch... Das einzige, was sich änderte, war die Tatsache, daß zur Freude aller Angestellten des Büros Tenner die bisher unbezahlten Überstunden fortan bezahlt wurden. Das war das einzige, was äußerlich sichtbar geschah. Im geheimen aber wuchs zwischen Christiane Leber und Gerhard Tenner eine Liebe, wie sie leidenschaftlicher und auswegloser nicht sein kann. Niemand bemerkte auch nur das Geringste davon, daß zwischen dem Chef und der Zeichnerin Christiane mehr bestand als nur eine sachliche, berufliche Bindung.

Gerhard Tenner überhäufte Christiane mit Geschenken. Er tat alles für sie, die er liebte, weil er wußte, daß sie ihn verstand. Er wollte ihr an jedem Tag von neuem beweisen, wie glücklich er sei, sie gefunden zu haben.

In dieser Zeit wurde Christiane geschieden. Schuldlos. Johannes Leber brauchte aber nicht für ihren Unterhalt zu sorgen.

Christiane trug sich mit dem Gedanken, ihre Wohnung aufzugeben, um zu sparen. Sie tat es dann doch nicht, eigentlich nur aus dem Grund, um jenen Raum nicht zu verlieren, in dem sie Gerhard Tenner traf. Aber so sehr sie diesen Mann liebte, so sehr litt sie unter dem Gedanken, daß sie jetzt genau das gleiche Unrecht tat, was Biggie, ihre einst so gute Freundin, während ihrer eigenen Ehe an ihr begangen hatte. Das gleiche Unrecht, den gleichen Verrat.

Sie plagte sich mit Selbstvorwürfen. Oft, wenn sie allein war, besonders wenn sie auf Gerhard Tenner wartete, schämte sie sich vor sich selbst, wurde unsicher, schwor sich hundertmal, Schluß zu machen, ihm den Stuhl vor die Tür zu setzen. Aber wenn er dann kam, wenn er sie in seine Arme nahm und küßte, verflogen alle guten Grundsätze, und sie wußte, daß es nun nichts anderes für sie gab, als die Augen zu schließen, nachzugehen, in die Tiefen des Glücks zu versinken, mochten die moralischen Vorbehalte auch noch so groß sein.

Für Gerhard Tenner wurde es eine Selbstverständlichkeit, daß Christiane ihn liebte; sie war für ihn ein Hort der Sicherheit, der Hingabe, des Vertrauens. Er fand bei ihr, was er in seiner Ehe mit Martina vergebens suchte. Der Gedanke, Christiane könne, selbstkritisch wie sie manchmal war, sich oder ihm Vorwürfe machen, sie könnte Vorbehalte anmelden oder diese Bindung, die eines Tages für sie unheilvoll werden könnte, abbrechen – dieser Gedanke kam Gerhard Tenner überhaupt nicht.

Monate gingen hin. Ihre Liebe war längst eine Selbstverständlichkeit geworden.

Eines Tages tauchte unvermittelt Christianes ältere Schwester auf, die mit einem Arzt im Ruhrgebiet verheiratet war. Diese ältere Schwester Ursula, der Typ einer verhinderten Lehrerin, war der Meinung, sie müsse sich um die „kleine Schwester" kümmern, die, geschieden und schutzlos, ohne Zweifel ein trauriges und hartes, liebeleeres Dasein führe.

Ursula kam mit ihrem Mann von einer Italienreise. Mit ihnen im Wagen fuhr ein Kollege, Oberarzt in einer rheinischen Klinik, dessen Frau im Wochenbett gestorben war. Dieser Dr. Hasenfeld war ein zurückhaltender, in sich verschlossener Mann, Mitte der Dreißig. Ein Mann, der still zuhören konnte und dann im Gespräch langsam auftaute. Ein hervorragender Chirurg im übrigen, wie Ursula versicherte.

Dr. Erich Hasenfeld verliebte sich Hals über Kopf in Christiane. Und schon am dritten Abend machte er Christiane einen ernstgemeinten Heiratsantrag.

Christiane verbrachte eine schlaflose Nacht voller Unruhe und quälender Gedanken. Aber sie gab sich nicht Stimmungen hin, sie ließ sich nicht von Verzweiflung überwältigen, weil ihre Liebe zu Gerhard Tenner auf dem Spiele stand. Sie zwang sich, ruhig zu werden und nüchtern und klar zu denken. Und sie sah ein, daß eine Ehe mit Dr. Hasenfeld, den sie schätzte – mehr nicht, noch nicht –, die einzige Lösung für sie war, aus dieser Sackgasse, in die sie mit ihrer Liebe geraten war, noch herauszukommen. Aus einer Sackgasse, aus der es vielleicht eines Tages keine Umkehr mehr gab, die eines Tages vielleicht sie oder Tenner oder beide ins Verderben führen würde...

Als der Morgen graute, hatte sie sich entschieden. Sie würde Dr. Hasenfeld heiraten. Sie würde die Stadt verlassen und Gerhard Tenner gewaltsam aus ihrem Leben stoßen.

Dr. Hasenfeld reiste ab. Er hatte ihre Zusage und war glücklich.

Christiane kündigte und schied sofort aus dem Architekturbüro Tenner aus. Sie tauchte in einem anderen Büro unter und vermied es ängstlich, Gerhard Tenner auch nur noch ein einziges Mal zu sehen. Sie öffnete nicht, wenn es an der Tür läutete. Sie ließ sich verleugnen, wenn Tenner anrief. Sie zitterte, ihm zu begegnen, wenn sie durch die Stadt ging.

Das Telefongespräch, mit dem sie ihm gesagt hatte, sie dürften sie nie mehr wiedersehen, hatte knapp eine Minute gedauert.

*

Nun war er wiedergekommen, und sie hatte sich nicht gegen ihn wehren können. Sie liebte ihn und sie würde ihn ihr Leben lang nicht vergessen können.

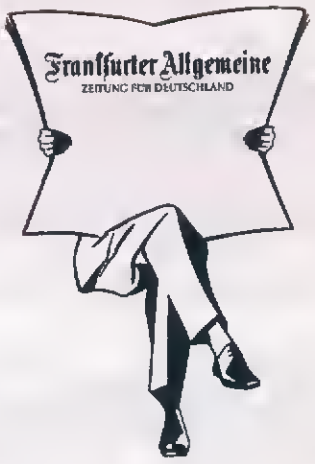
„In zwei Tagen werde ich die Stadt verlassen", sagte Christiane.

„Dann sehen wir uns morgen noch einmal." Gerhard Tenner wollte es nicht wahrhaben, daß sie für immer ging.

Aber Christiane verließ die Stadt schon am nächsten Tag. Es war die einzige Rettung für sie und für ihn, endgültig einen Strich zu ziehen und sich zum Vergessen zu zwingen, an nichts mehr zu denken, was geschehen war: das Glück, die Seligkeit, die Schuld.

Auch Gerhard Tenner würde vergessen müssen. Er würde in sein Dasein zurückfinden und sich entscheiden müssen: entweder mit seiner Frau leben oder, wenn es keine andere Möglichkeit mehr gab, den Mut zum endgültigen Nein haben.

(Wird fortgesetzt)



Dahinter steckt immer ein kluger Kopf

1.000.000

330.000

250.000

Sie haben und bilden Meinungen

Eine Million lesen die Fronkfurter Allgemeine Zeitung, davon sind dreihundertdreißigtousend Frauen. So stellte es das Institut für Demoskopie in Allensboch jetzt in einer Untersuchung fest. Es heißt in ihr: „Ein Exemplor der Fronkfurter Allgemeinen Zeitung wird von vier Personen gelesen. Jeder dritte Leser ist eine Frau." Die derzeitige Aufloge ist über zweihundertfünfzigtousend Exemplore. Doher geht die Rechnung für die Inserenten auf, zumal die Fronkfurter Allgemeine in der Bundesrepublik von der Nordsee bis zu den Alpen bei den Gebildeten oller Stände so verbreitet ist, wie es gleichmäßiger bei einer Tages- und Wirtschaftszeitung nicht sein konn.

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

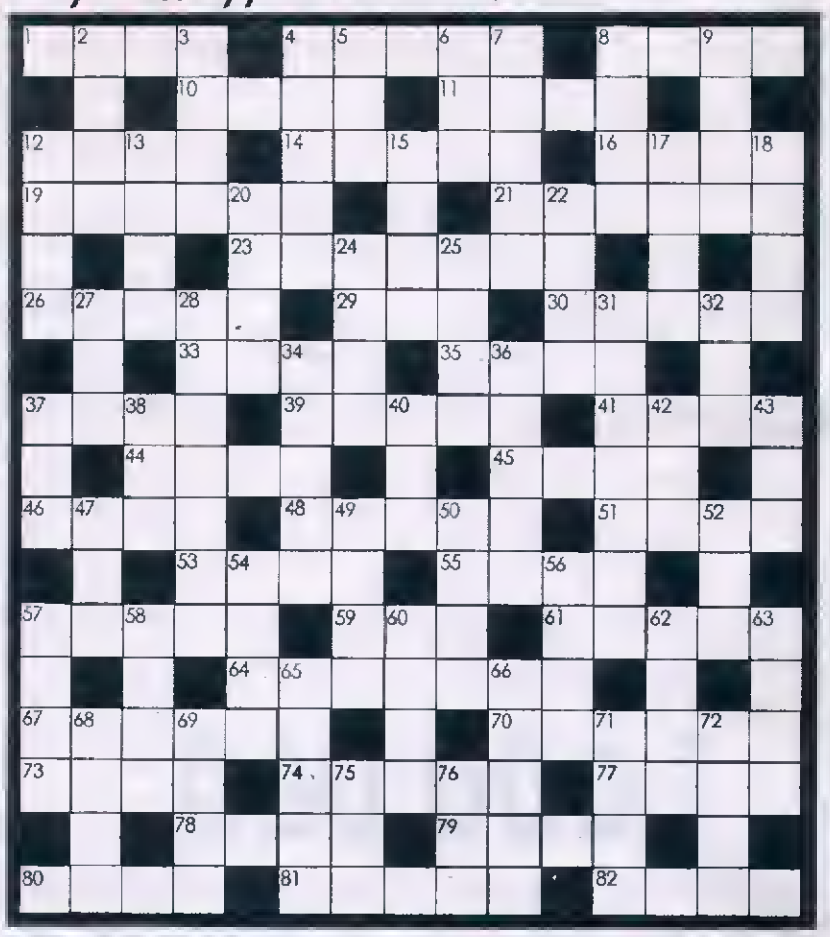
VON CEFISCHER

OSKAR'S SCHNAPSIDEEN

Bezaubernd abserviert

Oskar-Bücher erhalten Sie bei allen Buch- und Zeitschriftenhändlern zum Preise von DM 2,85

Auf den Kopf kommt es an



Waagerecht: 1. Küstenbucht, 4. Mittagessen; Festmahl, 8. Schiffsteil, 10. Tonart, 11. Farbton, 12. röm. Liebesgott, 14. lachsartige Fische, 16. Erlaß des ehem. Zaren, 19. griech. Götterbote, 21. üppiges Gastmahl, 23. Pflanzenteil, 26. Schnittholz, 29. bibl. Frauengestalt, 30. Laubbaum, 33. Nahrungsmittel, 35. Mondgöttin, 37. Nennwert, 39. oriental. Verkaufshalle, 41. Ziergefäß, 44. ägypt. Göttin, 45. Farbe, 46. deutsch. Philosoph †, 48. Heideblume, 51. Teil des Weinstocks, 53. indische Münze, 55. griech.: gegen, 57. Bestandteil der Milch, 59. Zeichen, 61. nord. Meergott, 64. Sportanlage, 67. Korbblütler, Frucht mit Widerhaken, 70. Umrißzeichnung, Rohzeichnung, 73. Blasinstrument, 74. Kaltspeise, 77. Gleichklang, 78. Operettenkomponist † 1925, 79. Astrolog Wallensteins, 80. Handgriff an Werkzeugen, 81. blütenlose Wasserpflanzen, 82. Stuhlplatte.

Senkrecht: 2. Nährmutter, 3. Meiereigut, 4. Trieb zum Trinken, 5. Westeuropäer, 6. Hirschart, 7. Turnerabteilung, 8. Mundöffnung der Tiere, 9. Tabaksorte, 12. König von Israel, 13. Bergerbse, 15. kathol. Stundengebet, 17. Spielkartenfarbe, 18. Almhirt, 20. altes Fürstengeschlecht in Italien, 22. Schneid, Schwung, 24. Frauengestalt aus „Lohengrin", 25. Hoftracht, festl. Schmuck, 27. Segelstange, 28. Held einer Wagner-Oper, 31. Schiffsbeschädigung, 32. arab. Titel, 34. norweg. Dichter † 1906, 36. Papstname, 37. Spielkartenfarbe, 38. kl. japan. Gewicht, 40. Wintersportgerät, 42. Wiesengrund, 43. Lebensbund, 47. Papageienart, 49. ind. Held, 50. Düngemittel, 52. Meereshucht, 54. Vogelhau, 56. Kampfwagen, 57. Schaumwein, 58. Schlag, 60. Gesellschaftsklasse, 62. gitterartig gewebter Stoff, 63. nordfries. Insel, 65. kroat. Physiker † 1943, 66. Himmelsrichtung, 68. Vergrößerungsglas, 69. Seidengewebe, 71. Regenbogenhaut, 72. Gewürz, 75. Kosmos, Schöpfung, 76. nord. Gottheit.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a – a – auk – bad – ban – be – bel – her – blik – brand – de – de – de – de – de – don – e – e – e – ch – eif – ein – eu – ex – fel – feu – ga – gän – gans – gi – gi – hil – i – ka – ka – ka – ker – ko – la – lei – lek – le – li – li – lo – ment – ment – mi – na – na – nuch – on – on – on – pe – pe – pu – ra – re – re – re – rek – ren – ri – rich – rü – sa – se – se – sie – sind – tem – tes – ti – ti – tra – tri – turm – u – wild – zahl – zem – sind 24 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Wort von Horaz ergeben. Ch = ein Buchstabe.

1. österr. Schriftsteller † 1932 .....
2. Held der Artusrunde .....
3. Berggeist .....
4. Nebenfl. d. Kongo .....
5. Bauwerk in Paris .....
6. Tollkirsche .....
7. immergrüne Pflanze .....
8. Verwirklichung .....
9. Männergest. aus „1001 Nacht" .....
10. franz. Orden .....
11. Eremitage .....
12. männl. Schwimmvogel .....
13. Versuch .....
14. german. Sagenheld .....
15. Nationalfahne Frankreichs .....
16. Versteigerung .....
17. Haremswächter .....
18. Knute der Kosaken .....
19. Monatsname .....
20. Oper von Strauß .....
21. Freistaat .....
22. Gemütsart .....
23. Leckerbissen .....
24. Hochschüler .....

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft 17 auf Seite 40

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE * DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Illustrierte Wirthle, Khuhe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 33 05 01. Fernschr. 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 60 Pf, bei Zustellung ortsübliche Gebühr. Bezug durch die Post monatlich 1,91 DM zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.

Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany

Belgien bfr. 9. — · Dänemark dKr. 1.40 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk. 70. — · Frankreich NF —.90 · Holland hfl. —.70 · Italien Lire 120. — · Norwegen nKr. 1.40 · Österreich S. 4.50 · Portugal Esc. 7.— · Schweden skr. 1. — incl. oms · Schweiz sfr. — .70 · USA $ —.25

Dein Auto · Dein Geld · Dein Leben

Die Laster der Laster

Sie schleppen -zig Tonnen schwerfälligen Ladegutes mit sich herum und über unsere verstopften Straßen. An Steigungen kriechen sie wie die Schildkröten, versperren den Pkw-Fahrern Sicht und Weg, husten uns üblen Dieselqualm ins Gesicht und verlieren sogar mitunter Kistenbretter, Bierflaschen und glitschige Runkelrüben. Sie sind eine automobile Landplage und verdanken ihre Existenz eigentlich nur der unbestreitbaten Tatsache, daß man Maschinen, Ziegelsteine und Schlachtvieh nicht im Kofferraum schnittiger Sportcoupés transportieren kann.

Wir müssen mit ihnen leben, weil sie uns mit am Leben halten. Und die ölverschmierten Kapitäne hinter den mächtigen Vierspeichen - Lenkrädern haben es weiß Gott nicht verdient, daß sich neuerdings die ganze autofahrende Volkswut auf sie konzentriert. Oft steht ein armes Mobil mit Panne am Wegsrand, und Dutzende von Limousinen huschen vorbei, bis ein Zwanzigtonner mit Anhänger mühsam abstoppt und ein übermüdeter Steuermann fragt: „Na, wo fehlt's denn?"

Sie scheren gern unerwartet nach links aus, wenn Sie gerade überholen wollen. Das ist ein echtes Laster der Laster. Warum? So viele Tonnen rollendes Schwergewicht lassen sich nicht so leicht abbremsen wie ein Sportwagen, wenn vorn ein kleiner Straßenfloh urplötzlich hält und kurz vor dem Plattgewalztwerden steht. Selbst wenn die Lkw-Bremsen es schafften – die Ladung käme mit Wucht nach vorn ins Fahrerhaus gerutscht, und der Anhänger stellte sich quer. An Unfallstellen können Sie diese Tatsachen oft studieren. Wer sie kennt, versteht besser.

Als Personenwagenfahrer beachten Sie bitte im Umgang mit Lastern:

Beim Überholen versuchen, das Gesicht des Fahrers im Rückspiegel (des Lkw) zu sehen. Ist das möglich, dann sieht der Käptn Sie auch und wird Sie vorbeilassen. Meistens winkt er kurz, wenn Sie hupen. Winken Sie ein Dankeschön zurück.

Während des Vorbeifahrens das linke Vorderrad des Lkw anpeilen. Dort machen sich die ersten Ausscher-Tendenzen zunächst bemerkbar – früh genug, damit Sie sofort mit Vollgas entwischen oder scharf abstoppen können, ehe der ganze Lastzug herüberkommt.

Immer möglichst großen seitlichen Abstand wahren, während Sie passieren! Vor allem Anhänger tänzeln gern, wenn sie leer sind.

Nach dem dem Überholen von Lkws besonders lange warten, bis Sie wieder in die rechte Spur zurückgehen! Denn Sie wissen ja jetzt: Ein Laster, der scharf bremsen muß, kostet seinen Lenker meist ein graues Haar mehr.

Wenn Sie nicht überholen können, weit dahinter bleiben! Dicker Auspuffrauch ist gesundheitsschädlich, und ein plötzlich zurückrollender Koloß noch mehr!

Im nächsten Heft:

Über richtiges Kurvenfahren

Warum wird in modernen Küchen mit LUX gespült?

LUX wirkt mit erstaunlicher Spülkraft!

. . . und LUX ist so angenehm mild für die Hände

LUX ist flüssig — deshalb ist LUX so angenehm, so sympathisch: es gibt kein lästiges Pulverauflösen mehr, kein Stauben und kein Niesen. LUX erspart Arbeit und macht das Spülen leicht.

LUX ist flüssig — deshalb löst es sich sofort, deshalb wirkt es sofort. Alle Speisereste werden mit LUX im Handumdrehen abgelöst und fortgespült. LUX hat eine erstaunliche Spülkraft!

LUX ist flüssig — deshalb keine Rinnspuren. LUX sorgt jetzt tagaus, tagein für glänzendes Geschirr und funkelnde Gläser. Und LUX ist wunderbar mild – Ihre Hände bleiben stets gepflegt.

LUX ist modern - LUX ist flüssig

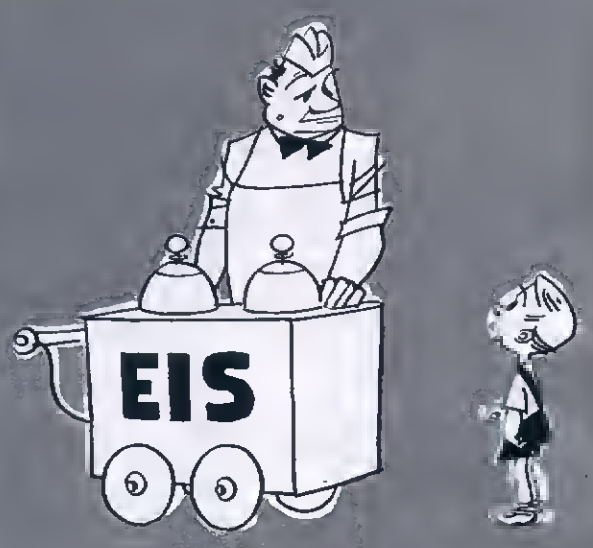
D-131

B. DANEKE

Man kann ja mal fragen

„Ja, es stimmt, Sophie. Er ist ein Ausländer."

„Ja, das ist meine nene Sekretärin. Ich habe sie auf Empfehlung meiner Frau einstellen müssen."



„Liefern Sie auch auf Teilzahlung?"

„Nein, hier liegt keine Frau Krüger, Schwester!"

„. . . und wie geht es der verehrten Frau Gemahlin?"

„Frag doch mal, was es bei denen hente zu essen gibt."

„Wie heißt das neue Spülmittel, das du jetzt immer benutzt Otto?"

„Natürlich sehe ich sie. Was ist denn dabei?"

Dr. Brand gibt Rat und Antwort

Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Illustrierten" zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen oder Anregungen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand. Wünschen Sie Briefantwort, dann vergessen Sie das Rückporto nicht. Und bitte, geben Sie keine Postlageradresse an.

An einem Strick

Frau Elfriede (28) schreibt:

Unsere Ehe ist glücklich. Wir verstehen uns in fast allen Dingen, und nur über die Erziehung unserer beiden Kinder, zwei herzige Buben im Alter von 7½ und 5½ Jahren, können wir uns nicht einig werden. In der Hauptsache erziehungsberechtigt und erziehungsfähig ist nach meiner Ansicht die Mutter, die ja die Kinder ständig beaufsichtigt und beobachtet und die sie daher am besten kennt und versteht. Der berufstätige Mann ist nur abends und in vielen Fällen nur am Wochenende daheim. Infolgedessen kennt er die Kinder weniger, wodurch die Gefahr entsteht, daß er sie falsch behandelt. Ich zum Beispiel mußte schon mehrfach einschreiten, wenn mein Mann unseren lebhaften Ältesten wegen einer Kleinigkeit bestrafen wollte. Ich habe das nicht geduldet. Daß sich der Junge daher mehr zur Mutter hingezogen fühlt, was meinen Mann sehr verärgert, ist verständlich. An und für sich finde ich es auch bedauerlich . . .

Dr. Brand antwortet:

. . . und Sie werden es unter Umständen einmal bitter bereuen, Ihrem Mann grundsätzlich die Erziehungsfähigkeit und damit das Miterziehungsrecht abgesprochen zu haben.

Es stimmt zwar, daß eine Mutter die Verhaltensweise der heranwachsenden Kleinen genauer beobachten, bewerten und beurteilen kann als der tagsüber oder wochenweise abwesende Vater. Aber gerade darum müssen Eltern sich die Zeit nehmen, über die Kinder miteinander zu sprechen und sich im Gespräch über eine gemeinsame und einheitliche Erziehungsweise klar und einig zu werden. Es darf unter keinen Umständen dazu kommen, daß sich ein Kind bei dem einen Elternteil besser als bei dem anderen aufgehoben fühlt. Das kann unter Umständen verheerende Folgen haben, wie auch der folgende Brief eines Vaters von zwei Jungen im Alter von 17 und 19 Jahren beweist. Es heißt in dem Brief:

Ich bin in einer verzweifelten Situation. Mein ältester Sohn macht mir Sorgen. Da meine Frau nicht berufstätig ist, übernahm sie die Alleinerziehung der Jungen. Es kamen mehrfach Klagen aus der Nachbarschaft über die Kinder, so daß ich anordnete, die Jungen sollten nach Schulschluß eine Stunde zu mir ins Geschäft kommen und mir auch sagen, wo sie sich in der Freizeit aufhielten und womit sie sich tagsüber beschäftigten. Hierbei stieß ich bei meiner Frau auf entschiedenen Widerstand. Sie war gegen meine Anordnung, die Jungen merkten sich das, und so wurde ich für sie der „böse Vater", während meine Frau die „gute Mutter" war. Immer wieder kam es zwischen meiner Frau und mir zu Auseinandersetzungen über die Erziehung der Kinder. Unser Ältester bändelte verhältnismäßig früh mit einem Mädel an, was meine Frau gleichfalls duldete und sogar förderte. Weil ich dagegen war und weil sich der Junge von mir „unverstanden" fühlte, begann er mich regelrecht zu hassen. Mehrfach hob er die Hand gegen mich. Eines Tages schlug er auch zu . . .

Liebe Frau Elfriede! Ihre Jungen sind erst 5½ und 7½ Jahre alt und noch zu biegen. Korrigieren Sie Ihre falsche und daher gefährliche Auffassung von Erziehung, bevor die Kinder im Vater das „böse Prinzip" sehen. So wie Sie es jetzt halten, säen Sie — wenn natürlich auch ungewollt — Haß! Haß gegen den Mann, den Sie lieben, mit dem Sie verheiratet sind und mit dem Sie sich in fast allen Dingen so gut verstehen — und Haß gegen den Vater der Kinder, die schließlich und endlich auch — seine Kinder sind!

Die Anspruchsvolle

Fröulein Mia (25) schreibt:

Als Psychologe sollten Sie sich auch mit der Eheanbahnung befassen. Versuchsweise möchte ich mich in dieser Angelegenheit an Sie wenden und Sie bitten, sich nach dem „Richtigen" für mich umzusehen. Ich muß Ihnen aber gleich sagen, daß ich auch materiell Ansprüche stelle. Wenn ich schon heirate und meinen sehr einträglichen Beruf aufgebe, will ich mich natürlich verbessern. Das ist ein von Ihnen besonders zu berücksichtigender Gesichtspunkt. Meine Wünsche kennen Sie also . . .

Dr. Brand antwortet:

Stimmt, Ihre Wünsche kenne ich nun! Nur — was Sie selbst einem Mann zu bieten haben, das haben Sie leider nicht gesagt. Aber ich verstehe: wenn man so anspruchsvoll ist wie Sie, dann kann man das leicht vergessen, nicht wahr? Und überhaupt, ein Mann muß doch stolz sein auf eine Frau, die ihn genommen hat, obwohl sie aufs Heiraten gar nicht versessen war! Dafür muß er schon etliches auf den Tisch des Brauthauses zu wirbeln haben.

Trotzdem, meine Guteste — ich habe keinen Mann für Sie, und ich kann Ihnen auch keinen besorgen. Sie wollen im Grunde auch nicht heiraten, sondern durch eine Eheschließung gewissermaßen befördert werden und auf diese Weise zu einem noch höheren Einkommen gelangen. Mag sein, Sie finden mal einen Mann, der zu spät merkt, daß er bei Ihnen nur blechen soll. Aber Sie finden ihn nicht bei mir; ganz abgesehen davon, daß ich mich sowieso und grundsätzlich nicht mit dem Eheanbahnungsgeschäft befasse.

Was ist eigentlich

Kleptomanie?

Unter Kleptomanie versteht man einen krankhaften Stehlzwang, der zum Entwenden fremden Eigentums führt, ohne daß dabei ein materielles Moliv vorliegt.

Mariannes Freundin Brigitte meldete sich: „Ich hatte eben den Besuch eines Herrn vom EUROP-Beratungsdienst. Du hast doch eine EUROP-Schnellwaschmaschine. Wieviel Zeit braucht man denn nun wirklich, um die Weiß- u. Buntwäsche eines 3-Personen-Haushaltes einer Woche in der EUROP-Schnellwaschmaschine leinenfertig zu waschen?" Frau Marianne machte einen verblüffenden Vorschlag: „Ich habe gerade eine Wochenwäsche da; die wasche ich Dir schnell und rufe Dich wieder an, wenn ich damit fertig bin. Übrigens", ergänzte Frau Marianne, „dieser EUROP-Beratungsdienst ist wirklich eine großartige Einrichtung. Jährlich sprechen die Mitarbeiter des EUROP-Beratungsdienstes mit weit über drei Millionen Hausfrauen. Da weiß man schon, was sich die Hausfrau wünscht! Und diese Erfahrungen kommen natürlich uns EUROP-Kunden zugute." 11 Uhr und 57 Minuten klingelte das Telefon wieder. Diesmal aber bei der erstaunten Brigitte, der Frau Marianne mitteilte, sie fange jetzt gerade an, die Wäsche auf die Leine zu hängen. Also:

alles in allem nicht einmal eine Stunde.

Gibt es einen besseren Beweis für den besonderen Vorteil der Schnellwaschmaschine EUROP? Durch die waschintensive Durchflutung der Wäsche beträgt die eigentliche Waschzeit pro Maschinenfüllung nur noch 4 Minuten. Und die Wäsche ist bei schonendster Behandlung strahlend sauber!

EUROP

Schnell-Waschgeräte

Wir sind überall im Bundesgebiet und in West-Berlin vertreten. Wir kommen auch zu Ihnen ins Haus und beraten Sie gerne kostenlos. Bitte, schreiben Sie noch heute (Postkarte genügt) an:

EUROP-Beratungsdienst

INDUSTRIE VERTRIEB GMBH, ABT. 37 c, MÜNCHEN 15

IN ÖSTERREICH: SALZBURG, MIRABELLPLATZ 6

Wie aus Mutters Küche

Damit begann alle europäische Kochkunst, mit dem „pot au feu" - der kräftigen Brühe aus einem Stück Rindfleisch, das mit den klassischen Suppengewürzen langsam auf kleinem Feuer gekocht wird.

Der „pot au feu" ist das Vorbild dieser Knorr Suppen, von denen man mit Recht sagt: „So gut wie aus Mutters Küche" - obwohl man sie schon nach 6 oder 8 oder 15 Minuten auf den Tisch bringen kann.

Auch für diese Suppen gilt: bei Knorr - da schmeckt man die Natur!